

Zeitschrift für
Familien-
forschung

Journal of Family Research

In diesem Heft:

- Die Bedeutung von Homogamie und sozialer Unterstützung für den beruflichen Aufstieg
- Women as household managers in dual-earner families
- Familienleitbilder – Identifikation und Wirkungsweise auf generatives Verhalten
- Diversität elterlicher Einstellungen und vorschulischer Lernerfahrungen – Ein Vergleich zwischen deutschen, türkischen, russischen und polnischen Familien
- Der Zusammenhang von Partnermarktopportunitäten und Stabilität der Paarbeziehungen

ifb-Mitteilungen

Referiert im SSCI

1/2014



ISSN 1437-2940
26. Jahrgang 2014, Heft 1
Verlag Barbara Budrich

Inhalt

Editorial	2
<i>Anne Busch, Miriam Bröckel & Karin Golsch</i> Berufliche Aufstiege im partnerschaftlichen Kontext – Zur Bedeutung von Homogamie und sozialer Unterstützung durch den Partner	3
<i>Francesca Alby, Marilena Fatigante & Cristina Zucchermaglio</i> „Somebody is thinking about it“: Women as household managers in dual-earner families	29
<i>Sabine Diabeté & Detlev Lück</i> Familienleitbilder – Identifikation und Wirkungsweise auf generatives Handeln	49
<i>Birgit Leyendecker, Banu Citlak, Jörg-Peter Schräpler & Axel Schölmerich</i> Diversität elterlicher Einstellungen und vorschulischer Lernerfahrungen – Ein Vergleich deutscher und zugewanderter Familien aus der Türkei, Russland und Polen	70
<i>Armando Häring</i> Der Zusammenhang von Partnermarktopportunitäten aus dem Freundeskreis und der Stabilität von Partnerschaften. Eine Analyse mit den Daten des Partnermarktsurvey	94
ifb -Mitteilungen	114

Editorial

Liebe Leserinnen,
liebe Leser,

die ersten zwei Forschungsbeiträge dieser Ausgabe widmen sich Doppelverdienerpaaren, dies jedoch mit unterschiedlicher Fokussierung.

Im ersten Beitrag wird untersucht, inwieweit sich Homogamie, soziale Unterstützung sowie die Verteilung der Haushaltsaufgaben auf berufliche Aufstiege beider Partner auswirken (Busch/Bröckel/Golsch).

Eine qualitative Studie aus Italien untersucht die vielfältigen Steuerungsaufgaben von berufstätigen Müttern im Management des Familienhaushalts (Alby/Fatigante/Zucchermaglio).

In einem Beitrag zur Theoriebildung werden familienbezogene Leitbilder identifiziert und aufgezeigt, wie sich diese auf generatives Verhalten auswirken können (Diabaté/Lück).

Ein weiterer Beitrag arbeitet in einem Vergleich zwischen deutschen und aus der Türkei, Russland und Polen zugewanderten Familien die Diversität elterlicher Einstellungen zum Kindergarten und der vorschulischen Lernerfahrungen der Kinder heraus (Leyendecker/Citlak/Schräpler/Schölmerich).

Auf der Grundlage der Daten der Partnermarkt-survey wird im fünften Beitrag der Zusammenhang zwischen Partnermarktopportunitäten und der Stabilität von Paarbeziehungen untersucht (Häring).

Das nächste Heft wird reguläre Forschungsbeiträge enthalten, während sich Heft 3/2014 dem Schwerpunktthema *Timing and spacing of births: Effects for children, parents and grandparents* widmen wird.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre.

Henriette Engelhardt-Wölfel
Geschäftsführende Herausgeberin
Editor-in-chief

Dear Readers,

the first and second contributions in this issue are dedicated to research on dual-earner couples, although they highlight different aspects.

In the first paper, the authors investigate to what extent homogamy, social support as well as the division of household work affect the professional upward careers of both partners (Busch/Bröckel/Golsch).

In a qualitative study from Italy, the multifaceted control tasks of working mothers in managing family households are being investigated (Alby/Fatigante/Zucchermaglio).

In an article contributing to theory formation, family-related guiding role models (Leitbilder) are identified and it is pointed out how they could affect generative behavior (Diabaté/Lück).

Yet another contribution figures out the diversity of parental attitudes towards kindergartens as well as children's pre-school learning experiences by comparison of German parents with migrant parents from Turkey, Russia and Poland (Leyendecker/Citlak/Schräpler/Schölmerich).

Based on Partner Market Survey data, the fifth paper analyses the interrelations between mating opportunities in the partner market and the degree of stability in couples' relationships (Häring).

The next issue will contain regularly submitted research papers, whereas issue 3/2014 will be dedicated to a special theme: *Timing and spacing of births: Effects for children, parents and grandparents*.

We hope that this issue provides you with stimulating reading.

Kurt P. Bierschock
Redakteur
Managing editor

Anne Busch, Miriam Bröckel & Katrin Golsch

Berufliche Aufstiege im partnerschaftlichen Kontext – Zur Bedeutung von Homogamie und sozialer Unterstützung durch den Partner

Career advancement in partnership context: The role of homogamy and partners' social support

Zusammenfassung

Als wichtiger Kontext, in dem Aufstiegschancen, aber auch -hindernisse generiert werden, gilt die Partnerschaft. Der Artikel knüpft mit Daten des Sozio-ökonomischen Panels an Forschung zu „coupled careers“ an und fokussiert insbesondere auf Status-Homogamie und soziale Unterstützungsleistungen als mögliche *karriereförderliche* Aspekte von Partnerschaften. Die Analyse von erwerbstätigen Frauen und Männern in Doppelverdiener-Partnerschaften verdeutlicht, dass insbesondere Männer häufig in hohe berufliche Positionen aufsteigen, wenn sie und ihre Partnerin im gleichen Berufsfeld arbeiten und beide eine hohe Bildung aufweisen. Dies kann mit sozialkapitaltheoretischen Überlegungen erklärt werden, die von einem partnerschaftlichen Austausch beruflicher Netzwerke, Wissenstransfers und Verständnis gerade bei dem Vorliegen einer solchen Status-Homogamie. Darüber hinaus zeigen die Analyseergebnisse, dass insbesondere für Frauen die soziale Unterstützung durch den Partner wichtig ist, um eine hohe berufliche Position zu erreichen. So steigen Frauen signifikant häufiger auf, wenn sie angeben, dass ihr Partner sie im beruflichen Fortkommen unterstützt, und wenn er den höheren Anteil an Hausarbeit verrichtet. Da die partnerschaftliche Hausarbeitsteilung in Deutschland nach wie vor stark zu Lasten der Frauen geht, spielt ein solcher „support gap“ zur Erklärung der Unterrepräsentanz von Frauen in hohen beruflichen Positionen eine entscheidende Rolle, wie die Analyse verdeutlicht.

Abstract

Based upon research on “coupled careers”, the partnership is seen as an important context where not only career opportunities but also barriers are generated. Using data from the Socio-Economic Panel Study (SOEP), this article pays particular attention to status homogamy and partners' social support as *beneficial* aspects of partnerships for career advancement. The analysis of dual-earner couples reveals that men are more likely to move up into high occupational positions when they live in a highly qualified status homogeneous partnership where both partners are highly educated and work in similar occupations. This is in line with arguments from social capital theory assuming an exchange of knowledge and understanding between partners especially in homogamous partnerships. Furthermore, the analysis shows that for women partners' social support is of significant importance for gaining a high occupational position: Women are more likely to advance their careers if they report that their partners support their career advancement, and if the partner carries out the higher amount of domestic work. Because in Germany the division of domestic labor is still traditional, with women carrying out the lion's share of domestic work, this “support gap” plays a significant role in explaining the underrepresentation of women in high occupational positions, as the analysis shows.

Schlagerworte: Doppelverdiener-Partnerschaften, „coupled careers“, Aufstiege, hohe berufliche Positionen, Ressourcen, Sozialkapital, Homogamie, soziale Unterstützung, Hausarbeit, marginale Effekte

Keywords: dual earner partnerships, coupled careers, promotions, high occupational positions, resources, social capital, homogamy, social support, housework, marginal effects

1. Einleitung

Frauen sind in Führungspositionen nach wie vor unterrepräsentiert. Dieses Phänomen, auch als „gläserne Decke“ bekannt, ist ein stabiles Charakteristikum geschlechtsspezifischer Ungleichheiten auf dem deutschen Arbeitsmarkt (Holst/Schimeta 2012). Ein wichtiger Kontext, in dem berufliche Aufstiegschancen aber auch -hindernisse generiert werden, ist die Partnerschaft. Das von Elder (1994) entwickelte Konzept der „linked lives“ und das Konzept der „coupled careers“ von Han und Moen (1999) führen zu einer umfassenderen Betrachtung familialer Hintergründe und Kontexte, die bei einem beruflichen Auf- oder Abstieg eine Rolle spielen (vgl. hierzu auch Drobnič 2003). Dabei kommt insbesondere dem Lebens- oder Ehepartner eine zentrale Bedeutung zu. So genannte Doppelverdiener- und Doppelkarriere-Paare erfahren daher in der Forschung eine zunehmende Aufmerksamkeit bei der Frage nach den unterschiedlichen Aufstiegschancen von Frauen und Männern (vgl. zum Beispiel Blossfeld/Drobnič 2001; Solga/Rusconi 2011).

Im Paarkontext wirken, so die beiden gegensätzlichen Annahmen, einerseits negative Mechanismen auf die Karrieremöglichkeiten¹ aufgrund von Konkurrenz und ressourcenbasierten Aushandlungsprozessen zwischen den Partnern, andererseits positive Mechanismen durch Kooperation innerhalb der Partnerschaft (z.B. durch Austausch von Sozialkapital, vgl. zusammenfassend Baerts et al. 2010). Die vorliegende Studie konzentriert sich dabei vor allem auf die positiven Mechanismen, die innerhalb einer Partnerschaft Einfluss nehmen. Berufliche Merkmale des Partners wurden hinsichtlich ihrer Effekte auf die Karrierechancen von Frauen und Männern bereits in mehreren Studien untersucht (Róbert/Bukodi 2002; Baerts et al. 2010; Verbakel/de Graaf 2008; Bernasco et al. 1998). Generell finden diese Studien positive Effekte solcher beruflichen Ressourcen (zum Beispiel im Hinblick auf den beruflichen Status) auf die individuelle Karriere. Diese Beobachtung wird mit einem partnerschaftlichen Austausch von Sozialkapital (etwa Wissen, Informationen, Netzwerke, Verständnis) begründet. Darüber hinaus kann angenommen werden, dass sich solche positiven Effekte im Sinne partnerschaftlicher Kooperation besonders für Personen zeigen, deren Partner über eine ähnlich hohe berufliche Ressourcenausstattung verfügen. Dies setzt voraus, nicht nur die „reinen“ beruflichen Ressourcen des Partners, sondern auch die Ressourcenrelation zwischen den Partnern insbesondere im Hinblick auf hochqualifizierte statushomogame Paare als Prädiktoren für berufliche Aufstiege zu untersuchen.

Mit einer reinen Betrachtung der beruflichen Ressourcen wie in den hier zitierten Studien ist es zudem nur schwer möglich, die hinter den vermuteten Effekten stehenden

1 Im Folgenden wird der Begriff „Karriere“ wie im englischen Sprachgebrauch gleichbedeutend mit der beruflichen Laufbahn einer Person gebraucht. Mit Karriere sind hier damit nicht nur Aufstiege in hohe berufliche Positionen oder Führungspositionen gemeint, sondern allgemein berufliche Auf- und Abstiege.

*Mechanismen*² herauszuarbeiten, die im Paarkontext wirken und die sich positiv auf die Karriere der Partner auswirken können. Daher werden in der vorliegenden Studie konkrete *soziale Unterstützungsleistungen innerhalb einer Partnerschaft*, die implizit hinter den Effekten partnerschaftlicher beruflicher Ressourcen vermutet werden, mit repräsentativen Daten quantitativ untersucht. Die soziale Unterstützung gilt in der Literatur als wichtiges Element für Aufstiegschancen von Personen – zwar wird dies meist in Bezug auf die Unterstützung am Arbeitsplatz durch Kollegen oder Vorgesetzte hervorgehoben (z.B. Taylor 2010), jedoch ist die Übertragung eines solchen Effektes auf die Unterstützung durch den Partner ebenfalls plausibel (z.B. Sonnert 2005). Auch ist anzunehmen, dass die partnerschaftliche Unterstützung die Unterrepräsentanz von Frauen in hohen hierarchischen Positionen auf dem Arbeitsmarkt mit erklärt, wenn man davon ausgeht, dass Frauen in geringerem Umfang als Männer Unterstützung von ihren Partnern erhalten (vgl. Ezzedeen/Grossnickle Ritchey 2008) und sie gleichzeitig mehr Unterstützung für die gleichen Aufstiegsmöglichkeiten benötigen.

Diesen Überlegungen folgend untersucht die vorliegende Studie für Deutschland mit Daten des Sozio-oekonomischen Panels die folgenden Forschungsfragen: Ist die individuelle Wahrscheinlichkeit, in eine hohe berufliche Position³ aufzusteigen, für Personen in hochqualifizierten status-homogamen Partnerschaften höher als für solche in anderen Partnerschaften? Wirken sich partnerschaftliche Unterstützungsleistungen positiv auf die individuellen beruflichen Aufstiege aus und erklären diese Unterstützungsleistungen die vermutete höhere Aufstiegswahrscheinlichkeit bei Status-Homogamie? Und schließlich: Trägt die partnerschaftliche Unterstützung zur Erklärung des „gender gap“, also der Unterrepräsentanz von Frauen in hohen beruflichen Positionen, bei?

Im Folgenden werden zunächst theoretische Überlegungen zur Homogamie in Partnerschaften und zu partnerschaftlichen sozialen Unterstützungsleistungen für die Erklärung von Karrierechancen und -hemmnissen dargelegt (Abschnitt 2). Nach der Darstellung der verwendeten Daten, Variablen und Methoden (Abschnitt 3) folgen im Abschnitt 4 ein deskriptiver Überblick sowie die Präsentation der multivariaten Analysen. Abschnitt 5 fasst die zentralen Ergebnisse zusammen.

2. Theorien, Forschungsstand und Hypothesen

In der Lebenslaufforschung gilt die Familie als mit entscheidend für die Reproduktion geschlechtsspezifischer Arbeitsmarktchancen (Trappe/Rosenfeld 2004; Krüger 2001). Der Begriff der „linked lives“ beschreibt die Einbettung von Individuen in soziale Beziehungen und die Abhängigkeit individueller Lebensverläufe von denjenigen anderer Personen im Netzwerk (Elder 1994). Die individuelle Verknüpfung von Karrieren innerhalb von Partnerschaften wird auch als „coupled careers“ bezeichnet (Han/Moen 1999). Der Lebenslauf einer Person ist immer eingebettet in denjenigen des Partners, beide Lebensver-

2 Ziel dieses Beitrages ist es, konkrete soziale Mechanismen zu identifizieren, die soziale Ungleichheiten (re)produzieren (Diewald/Faist 2011).

3 Der Begriff „hohe berufliche Position“ schließt im Folgenden auch Führungspositionen ein. Zur genauen Operationalisierung hoher beruflicher Positionen vergleiche Abschnitt 3.

läufe sind also voneinander abhängig. Dies gilt auch für die berufliche Karriere einer Person, die, so die Annahme, mit der beruflichen Karriere des Partners, soweit vorhanden, verknüpft ist. Strukturen auf dem Arbeitsmarkt, die eine Kanalisierung von Frauen und Männern in unterschiedliche Segmente des Arbeitsmarktes bewirken, können also durch paarinterne Prozesse abgeschwächt, aber auch verstärkt werden. Zu dem Einfluss des Partners auf die individuelle Karriere existieren verschiedene Theorien und Ansätze, die im Folgenden erläutert werden (für einen Überblick vgl. Blossfeld/Drobnič 2001).

Einfluss des Paarkontextes auf die individuelle Karriere (I): Ressourcen und Homogamie
Ältere ressourcentheoretische Diskurse heben vor allem karrierehinderliche Aspekte der Partnerschaft für Frauen und karriereförderliche Aspekte der Partnerschaft für Männer hervor (Becker 1991; Ott 1993). Aufgrund einer partnerschaftlichen Nutzenmaximierung mit einer Spezialisierung der Frauen auf die Haus- und Familienarbeit und der Männer auf die Erwerbsarbeit, so die Annahme, stecken Frauen in der beruflichen Karriere zugunsten der Familienarbeit eher zurück. Jedoch ist die Erklärungsreichweite solcher humankapitaltheoretischer Argumentationen in der heutigen Zeit begrenzt, da sich Frauen und Männer immer stärker in ihrer Humankapitalakkumulation angleichen und der Anteil an Partnerschaften, in denen beide eine Karriere anstreben, zunimmt (Blossfeld/Buchholz 2009).

Sozialkapitaltheoretische, beziehungsweise netzwerktheoretische Ansätze heben karriereförderliche Aspekte der Partnerschaft hervor: Sie nehmen an, dass Personen von den Ressourcen ihres Partners im Hinblick auf die eigene Karriere profitieren können. Es findet demnach, im Sinne der sozialen Austauschtheorie (z.B. Blau 1964), ein partnerschaftlicher Austausch der Ressourcen zugunsten der Karriere beider Partner statt.

Generell wirken sich soziale Beziehungen, so das Ergebnis vieler Studien, positiv auf die beruflichen Chancen von Individuen aus, etwa bei der Stellenfindung (Drever/Spieß 2006; Brandt 2006) oder bei beruflichen Aufstiegen (Wegener 1989; Lin/Dumin 1986). Soziale Beziehungen dienen dabei als Ressource für bestimmte Güter (z.B. Informationen über freie Stellen) und der Überbrückung so genannter „struktureller Löcher“ (Burt 1992), also Lücken in einem Gesamtnetzwerk und damit Lücken im Informationsfluss. Folgt man der Netzwerkforschung, so erweisen sich vor allem sogenannte „schwache Beziehungen“ (etwa zu Arbeitskollegen) als gewinnbringend für den beruflichen Werdegang (vgl. Granovetter 1973). Andere Autoren betonen darüber hinaus aber auch die zentrale Rolle des Partners (als „starke Beziehung“) für die individuellen Karrieremöglichkeiten (vgl. Róbert/Bukodi 2002; Baerts et al. 2010; Bernasco et al. 1998; Golsch 2012; Sonnent 2005): Auch die Ressourcen der Partner ermöglichen demnach Transfers von Humankapital (etwa Wissensaustausch) und sozialem Kapital (etwa Zugang zu beruflichen Netzwerken). Zudem können höher qualifizierte Partner nicht nur Ressourcen und Informationen bereitstellen, sondern bringen auch häufiger egalitäre Einstellungen und mehr Verständnis für die Erfordernisse der beruflichen Karriere des Partners mit: „Higher-educated individuals may simply create a more stimulating climate for their partner to pursue occupational status“ (Bernasco et al. 1998, S. 18).

Entsprechend der verschiedenen Ansätze zeigen sich in Studien sowohl negative als auch positive Effekte auf den Karriereverlauf: Während das Einkommen des Partners eher negativen Einfluss hat, wirken sich Humankapital (wie die Bildung) und berufliche Merkmale des Partners (etwa eine hohe berufliche Stellung und längere Arbeitsmarkterfahrung)

eher positiv auf die individuelle Karriere aus (Róbert/Bukodi 2002; Baerts et al. 2010; Verbakel/de Graaf 2008; Bernasco et al. 1998). Zudem ist anzunehmen, dass nicht nur die Ressourcen beider Partner, sondern vor allem auch ihre Ressourcenrelationen hier bedeutsam sind. So kann vermutet werden, dass insbesondere solche Partnerschaftskonstellationen, in denen die Frau und der Mann ähnlich hoch qualifiziert sind oder in ähnlichen Berufen arbeiten, positiv auf die Karrieremöglichkeiten beider Partner wirken. Die netzwerktheoretische Annahme der *Homophilie* geht davon aus, dass Personen vorwiegend Kontakt mit anderen Personen suchen, die ihnen möglichst ähnlich sind (McPherson et al. 2001). Im partnerschaftlichen Kontext wird dies begrifflich als *Homogamie* gefasst: Personen bevorzugen häufig Partner mit ähnlichen Interessen und Präferenzen (Werte-Homogamie) und einem ähnlichen sozio-ökonomischen Hintergrund, etwa bezüglich des Qualifikationsniveaus oder der beruflichen Verortung (Status-Homogamie) (Blossfeld/Timm 2003; Kalmijn 1998). Die Homogamierate von Partnerschaften ist in den letzten Jahrzehnten deutlich angestiegen, wie Blossfeld und Buchholz (2009) zeigen. Aufgrund der Bildungsexpansion und der zunehmenden Erwerbsbeteiligung von Frauen hat dabei auch gerade der Anteil der hochqualifizierten status-homogamen Partnerschaften zugenommen.⁴

Mit Bezug auf die vorliegende Fragestellung ist anzunehmen, dass in solchen hochqualifizierten status-homogamen Partnerschaften besonders häufig Sozialkapital ausgetauscht werden kann. Zudem argumentieren Simpson und England (1981), dass in status-homogamen Partnerschaften eine starke partnerschaftliche Solidarität besteht. Dies begründen sie damit, dass solche Partner ähnliche Interessen und Präferenzen aufweisen und eher in der Lage sind, die Probleme des anderen zu verstehen (vgl. auch Róbert/Bukodi 2002). Es ist plausibel anzunehmen, dass eine solche partnerschaftliche Solidarität insbesondere in hochqualifizierten status-homogamen Partnerschaften berufliche Aufstiege begünstigt. So wurde für Deutschland gezeigt, dass bei Akademikerpaaren die Berufsfeldnähe des männlichen Partners sich positiv auf die Karriere von Frauen auswirkt (Rusconi/Solga 2007).

Als hochqualifizierte status-homogame Partnerschaften werden im Folgenden solche Partnerschaften gefasst, in denen beide Partner im gleichen Berufsfeld arbeiten und gleichzeitig eine hohe Bildung aufweisen. Davon abzugrenzen sind status-heterogame Partnerschaften sowie status-homogame Partnerschaften, in denen beide Partner zwar im gleichen Berufsfeld arbeiten, aber nicht hochqualifiziert sind. Der Fokus dieser Studie liegt insbesondere auf den hochqualifizierten status-homogamen Partnerschaften, da gerade dort im Sinne der Sozialkapitaltheorie ein partnerschaftlicher Austausch von Wissen durch ähnliche Arbeitsinhalte sowie gegenseitiges Verständnis und Kooperation aufgrund egalitärer Einstellungen angenommen werden kann.

Tabelle 1 stellt den vermuteten Zusammenhang der beiden Merkmale Bildung und Berufsfeld im Hinblick auf die beruflichen Aufstiege dar. Sind beide Partner hochqualifiziert und arbeiten zudem im gleichen Berufsfeld, kann demnach von deutlich höheren Aufstiegswahrscheinlichkeiten in eine hohe berufliche Position für Männer und Frauen ausgegangen werden.

4 In diesen Partnerschaften können Status- und Werte-Homogamie dabei als hoch korreliert angesehen werden. Obwohl im Folgenden von Status-Homogamie gesprochen wird, beinhaltet dieser Begriff damit auch implizit Werte-Homogamie.

Table 1: Postulierter Zusammenhang zwischen Status-Homogamie und individuellen beruflichen Aufstiegen

Bildung	Berufsfeld	
	Gleich	Ungleich
Beide Partner hochqualifiziert	++	+
Nur Mann hochqualifiziert	+	-
Nur Frau hochqualifiziert	+	-
Keiner der Partner hochqualifiziert	+/-	--

Trifft nur eines der beiden Merkmale zu oder ist bei gleichem Berufsfeld nur einer der Partner hochqualifiziert, sollte sich dies ebenfalls positiv, allerdings schwächer, auf die Aufstiegswahrscheinlichkeit auswirken, während Personen in status-heterogamen oder nicht hochqualifizierten status-homogamen Partnerschaften eine vergleichsweise geringe Wahrscheinlichkeit für berufliche Aufstiege aufweisen sollten. Aus diesen Überlegungen ergibt sich folgende Hypothese:

Hypothese 1: Für Personen in einer hochqualifizierten status-homogamen Partnerschaft ist die Wahrscheinlichkeit höher, in eine hohe berufliche Position aufzusteigen, als in einer status-heterogamen oder nicht hochqualifizierten status-homogamen Partnerschaft.

Wie bereits ausgeführt, wird in dieser Studie Status-Homogamie bzw. Heterogamie über die Merkmale Bildung und Berufsfeldnähe beschrieben. Es gibt aber auch Aufsätze, die sich mit der Heterogamie innerhalb von Partnerschaften im Zusammenhang mit dem *beruflichen Status* der Partner auseinandersetzen. So argumentieren Róbert und Bukodi (2002), dass Paare, in denen einer der Partner bereits in einer hohen beruflichen Position tätig ist – aufgrund der oben beschriebenen Vorzüge, die status-homogame Paare erfahren – dazu neigen, Status-Homogamie bezüglich der beruflichen Position zu erreichen und die Karriere des anderen Partners entsprechend zu fördern.⁵ Darauf basierend ist anzunehmen, dass Personen, deren Partner bereits eine hohe berufliche Position innehat, häufig ebenfalls in eine solche Position aufsteigen.

Hypothese 2: Die Wahrscheinlichkeit für Personen, in eine hohe berufliche Position aufzusteigen, ist höher, wenn der Partner bereits eine solche Position innehat.

Bis hierhin wurde davon ausgegangen, dass Status-Homogamie sowohl für Männer als auch für Frauen insbesondere in hochqualifizierten Partnerschaften karriereförderlich wirken kann. Berücksichtigt man jedoch neben individuellen Handlungen und Entscheidungen die Wirkung von Arbeitsmarktstrukturen, können auch geschlechtsspezifische Effekte vermutet werden. So kann Status-Homogamie auch eine Konkurrenzsituation zwischen den Partnern hervorrufen (Rusconi/Solga 2007). Dies kann insbesondere dann der Fall sein, wenn die Paare in Regionen leben, in denen die Nachfrage nach Fachkräften in hohen beruflichen Positionen gering ist. Hier führen Prozesse der statistischen Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt (Phelps 1972) möglicherweise dazu, dass die wenigen freien hochqualifizierten Arbeitsplätze eher mit Männern als mit Frauen besetzt werden (Rusconi/Solga 2007). Auch können schlechte regionale Vereinbarkeitsbedingungen mit

5 Róbert und Bukodi (2002) konkretisieren allerdings nicht, woher heterogame Paare die entsprechenden Informationen über solche Vorzüge erhalten.

Familienverpflichtungen (etwa geringe Möglichkeiten der externen Kinderbetreuung) ein „Einschleichen“ (Schulz/Blossfeld 2006) tradierter Geschlechterrollen in ursprünglich egalitären Partnerschaften begünstigen, sodass die Frauen trotz gleicher Qualifikation in der Karriere zugunsten der Familienarbeit eher zurückstecken (müssen). Solche Kontextbedingungen – die unterschiedliche Nachfrage nach hochqualifizierten Fachkräften in Verbindung mit Arbeitsmarktdiskriminierung sowie unterschiedliche Vereinbarkeitsoptionen – können für Frauen den Nutzen einer Status-Homogamie in hochqualifizierten Partnerschaften für die individuelle Karriere abschwächen. Entsprechende regionale Arbeitsmarktbedingungen und andere geschlechtsspezifisch wirkende regionale Einflussfaktoren werden daher in den späteren Analysen kontrolliert.

Auch aus der Perspektive des Institutionenansatzes in der Geschlechterforschung kann vermutet werden, dass sich die bisher formulierten Hypothesen eines positiven Effektes der Status-Homogamie auf die Karrierechancen eher für Männer als für Frauen zeigen. Der Ansatz nimmt an, dass geschlechtsspezifische Ungleichheitslagen in den lebenslaufrelevanten Institutionen verankert sind und die Lebensläufe von Frauen und Männern unterschiedlich strukturieren (Krüger 2004). Insbesondere für Frauen führen arbeitsmarkt- und familienrelevante Institutionen, die eine traditionelle Arbeitsteilung begünstigen, zu Problemen bei der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Hierzu zählen so genannte „Schatten-Institutionen“, etwa Kindergärten, aber auch geschlechtsspezifisch institutionalisierte Berufslaufbahnen (Krüger 2004). Das Geschlecht nimmt damit einen so genannten „Masterstatus“ (Krüger/Levy 2000) bei der Strukturierung von Lebensläufen ein, zu Lasten der beruflichen Karriere von Frauen. Entsprechend ist davon auszugehen, dass Frauen in status-homogamen Partnerschaften von den Ressourcen des Partners möglicherweise weniger profitieren können als Männer, da jene lebenslaufrelevanten Institutionen auch über die regionalen Arbeitsbedingungen hinaus karrierehemmend für Frauen wirken. Für Hypothesen 1 und 2 sind somit geschlechtsspezifische Effekte zu erwarten.

Einfluss des Paarkontextes auf die individuelle Karriere (II): Soziale Unterstützung durch den Partner

Argumentiert man sozialkapitaltheoretisch, so begünstigt eine Status-Homogamie insbesondere bei hochqualifizierten Paaren Sozialkapitaltransfers und Unterstützungsleistungen in der Partnerschaft. Daher ist eine Untersuchung der beruflichen Aufstiegswahrscheinlichkeit auch in Abhängigkeit von der sozialen Unterstützung durch den Partner notwendig, um ein besseres Verständnis der „Mechanismen“ (Diewald/Faist 2011) zu erhalten, die sich hinter den beruflichen Ressourcenrelationen verbergen können.

Die soziale Unterstützung durch andere Personen (wie durch den Partner, aber auch durch weitere Personengruppen) ist ein Konstrukt aus der Gesundheitssoziologie (Turner/Turner 1999) und umfasst sowohl objektive als auch subjektive Elemente. In der Literatur wird soziale Unterstützung noch weiter ausdifferenziert in *instrumentelle Unterstützung* einerseits und *emotionale Unterstützung* andererseits (Perrewé/Carlson 2002): Instrumentelle Unterstützung bezieht sich dabei auf konkrete Hilfeleistungen durch andere Personen. Emotionale Unterstützung bezeichnet den wahrgenommenen, materiell weniger greifbaren Rückhalt, wie das Teilen persönlicher Gefühle und die emotionale Geborgenheit.

Generell beeinflusst die soziale Unterstützung das Stressempfinden und die Gesundheit (Wethington/Kessler 1986). Ein Mangel an sozialer Unterstützung in *Partnerschaft*

ten, so das Ergebnis von Studien, wirkt sich negativ auf die Zufriedenheit mit der Erwerbsarbeit und der Familie sowie die Ehequalität aus und erhöht die Konflikte zwischen Familie und Beruf, führt also zu so genannten Spillover-Effekten (Perrewé/Carlson 2002; Mickelson et al. 2006). Vor allem Frauen profitieren von familiären sozialen Unterstützungsleistungen: Sie zeigen dann in stärkerem Maße als Männer eine hohe Zufriedenheit mit der Familie und mit der Erwerbsarbeit, und sie weisen geringere Spillover-Effekte auf (Perrewé/Carlson 2002).

Wie in der Einleitung bereits betont, gilt die soziale Unterstützung durch Kollegen und Vorgesetzte am Arbeitsplatz in der Literatur als wichtiges Element für Aufstiegschancen von Personen (Taylor 2010). Ein positiver Effekt auf die Karriere durch die *partnerschaftliche* Unterstützung ist eine ebenfalls plausible Annahme und wurde auch in qualitativen Studien bereits untersucht (z.B. Ezzedeen/Grossnickle Ritchey 2008; Sonnent 2005). Daraus ergibt sich folgende Hypothese:

Hypothese 3: Die soziale Unterstützung durch den Partner wirkt sich positiv auf die Wahrscheinlichkeit aus, in eine hohe berufliche Position aufzusteigen.

In der Vergangenheit haben Forscher häufig einen einzigen Index zur Abbildung der sozialen Unterstützung verwendet, aufgrund der Annahme, dass die verschiedenen Dimensionen der sozialen Unterstützung hoch miteinander korreliert sind (z.B. House 1981). Andere erachten die differenzierte Betrachtung verschiedener Unterstützungsdimensionen als wichtig (z.B. Verhofstadt et al. 2007). Die vorliegende Studie wählt einen Mittelweg zur Abbildung der sozialen Unterstützung im eigenen beruflichen Fortkommen durch den Partner. Soziale Unterstützung wird zum einen durch eine allgemeiner gehaltene instrumentelle Dimension abgebildet, welche aber implizit sowohl emotionale als auch informationelle Aspekte beinhalten kann (zur genauen Operationalisierung vgl. Abschnitt 3). Zur Abbildung konkreter Unterstützungsleistungen in Partnerschaften wird in der Literatur zudem eine Dimension als besonders zentral erachtet und daher in der späteren Analyse separat betrachtet: Die Unterstützung bei der Hausarbeit durch den Partner (z.B. Mickelson et al. 2006). Eine ungleiche Verteilung der Hausarbeit wirkt sich dabei negativ auf die Zufriedenheit mit Partnerschaft und Familie aus auf Seiten desjenigen, der den größeren Teil der Arbeit übernimmt (Hackel/Ruble 1992). Die Frage ist, inwieweit eine traditionelle oder egalitäre Hausarbeitsteilung die individuellen Aufstiegschancen behindert oder begünstigt. Baerts und andere (2010) zeigen, dass sich lange Arbeitszeiten des männlichen Partners negativ auf die Karriere der Frau auswirken. Lange Arbeitszeiten, so ihre Argumentation (Baerts et al. 2010: 665), gehen mit einer geringen Beteiligung des Partners an der Hausarbeit einher. Hier deutet sich bereits an, dass nicht nur die partnerschaftlichen Ressourcen, sondern auch die partnerschaftliche Unterstützung bei der Hausarbeit gerade für die Frauen eine Rolle für berufliche Aufstiege spielt.

Die partnerschaftliche Unterstützung kann, so die Annahme der vorliegenden Studie, den postulierten positiven Effekt von Status-Homogamie in hochqualifizierten Partnerschaften auf die Aufstiegschancen erklären. So kann davon ausgegangen werden, dass die soziale Unterstützung durch den Partner in solchen status-homogenen Partnerschaften besonders hoch ist, da hier beide Partner eine ähnliche berufliche Karriereaspiration haben, entsprechend viele berufsbezogene Ressourcen mitbringen und auch ähnliche Erfahrungshintergründe haben und damit besonders effektiv Sozialkapital austauschen können. Die Unterstützung aufgrund ähnlicher Erfahrungshintergründe wird in

der Forschung auch als „experiential similarity“ bezeichnet (Suitor et al. 1995). Zudem kann man annehmen, dass Personen in hochqualifizierten status-homogamen Partnerschaften besonders häufig von den beruflichen Netzwerken des Partners profitieren können. So zeigen Wallace und Juvanovic (2011), dass Juristen eine stärkere Unterstützung durch den Partner erhalten, wenn letzterer ebenfalls diesen Beruf ausübt. Ähnliches zeigt Janning (2006) für akademische Paare, die im gleichen Beruf tätig sind. Es ist also davon auszugehen, dass eine hohe Aufstiegswahrscheinlichkeit für Personen in hochqualifizierten status-homogamen Partnerschaften durch die dort umfassendere partnerschaftliche Unterstützung im beruflichen Fortkommen vermittelt wird. Auch ist anzunehmen, dass in hochqualifizierten status-homogamen Partnerschaften die Hausarbeit eher egalitär zwischen den Partnern als zu Lasten nur eines Partners verteilt ist, was ebenfalls eine höhere Aufstiegswahrscheinlichkeit erklären kann – wenn auch hier gleichzeitig vermutlich generell weniger Zeit für Hausarbeit aufgebracht wird, da sie häufiger ausgelagert wird.

Zwar kann man auch bei anderen, niedriger qualifizierten oder status-heterogamen Partnerschaften soziale Unterstützung annehmen. Jedoch können gerade solche sozialen Unterstützungsleistungen, die förderlich für die berufliche Karriere sind, in hochqualifizierten status-homogamen Partnerschaften möglicherweise häufiger geleistet werden, da hier mehr Ressourcen und ein höherer beruflicher Wissensbestand vorliegen, die von den jeweiligen Partnern ebenfalls genutzt werden können.

Daraus ergibt sich die Hypothese:

Hypothese 4: Die soziale Unterstützung durch den Partner erklärt eine höhere Aufstiegswahrscheinlichkeit für Personen in hochqualifizierten status-homogamen Partnerschaften.

Einfluss des Paarkontextes auf den „gender gap“ in hohen beruflichen Positionen

Abschließend ist die Bedeutung der partnerschaftlichen sozialen Unterstützung für die Erklärung des „gender gap“ in hohen beruflichen Positionen, insbesondere Führungspositionen, hervorzuheben. Die Unterrepräsentanz von Frauen in Führungspositionen (Holst/Schimeta 2012) kann zum Teil darauf zurückzuführen sein, dass Frauen im geringeren Maße als Männer Unterstützung in ihrem beruflichen Fortkommen durch den Partner erfahren (Wallace/Jovanovic 2011). Während Frauen ihren Partnern häufiger bei der Haus- und Familienarbeit den Rücken freihalten, damit dieser voll für den Arbeitsmarkt verfügbar sein kann, findet dies in umgekehrter Richtung seltener statt, so die Aussagen des älteren feministischen Diskurses (Beck-Gernsheim 1980). Obwohl eine solche partnerschaftliche Arbeitsteilung im Zuge des gesellschaftlichen Wandels immer stärker in Frage gestellt werden kann, zeigt auch die aktuelle Forschung, dass Frauen in Partnerschaften nach wie vor einen größeren Anteil an der Hausarbeit als der Partner übernehmen (BMBF 2008). Zwar ändert sich dies mit zunehmender Erwerbsbeteiligung beider Partner in Richtung einer egalitäreren Arbeitsteilung (Gershuny 1996). Jedoch ist selbst bei Frauen, die sich in Führungspositionen befinden, die Aufteilung der Hausarbeit in Partnerschaften immer noch weit entfernt von einem Rollentausch, bei dem der Mann mehr Hausarbeit verrichtet als die Frau (Holst et al. 2012). Es ist zu vermuten, dass auch andere berufsbezogene partnerschaftliche Unterstützungsleistungen solche geschlechtsspezifischen Variationen aufweisen.

Die vergleichsweise geringe soziale Unterstützung durch den männlichen Partner mag die Unterrepräsentanz von Frauen in hohen beruflichen Positionen also mit erklären. Männer steigen hingegen unter anderem auch deshalb eher auf, weil sie vergleichsweise mehr soziale Unterstützung durch die Partnerin erhalten (Ezzedeen/Grossnickle Ritchey 2008; Wallace/Jovanovic 2011). Daraus ergibt sich die abschließende Hypothese:

Hypothese 5: Die soziale Unterstützung durch den Partner erklärt die höhere Wahrscheinlichkeit für Männer im Vergleich zu Frauen, in eine hohe berufliche Position aufzusteigen.

3. Daten, Variablen und Methoden

Daten

Zur Überprüfung der Hypothesen wird das Sozio-oekonomische Panel (Version 27) herangezogen.⁶ Da die Unterstützung im beruflichen Fortkommen als eine der zentralen Variablen zur Erfassung der partnerschaftlichen Unterstützung im Jahr 2006 erhoben wurde, beschränkt sich der Untersuchungszeitraum der Analyse auf das Jahr 2006 und die Folgejahre bis 2009 (siehe unten). In die Analysen gehen erwerbstätige Personen ab 18 Jahren ein, die im Jahr 2006 noch nicht in einer hohen beruflichen Position tätig sind, mit einem erwerbstätigen mindestens 18jährigen Partner im selben Haushalt leben und diesen im Untersuchungszeitraum nicht wechseln. Die Untersuchungseinheiten sind die individuellen Befragungspersonen, für die die Partnerinformationen vorliegen. Personen in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften können aufgrund zu geringer Fallzahlen nicht berücksichtigt werden.

Variablen

Aufstiege in hohe berufliche Positionen werden anhand der Frage zur beruflichen Stellung identifiziert. Konkret werden die Kategorien „Angestellte mit hochqualifizierter Tätigkeit oder Leitungsfunktionen“ und „Angestellte mit umfassenden Führungsaufgaben“ (vgl. Holst et al. 2012) sowie auch „Selbständige mit mehr als 9 Angestellten“ und „Beamte im höheren Dienst“ als hohe berufliche Positionen definiert.⁷ Die abhängige Variable betrachtet den *Aufstieg in eine solche hohe berufliche Position*, der nach 2006 in einem der unmittelbaren Folgejahre bis einschließlich 2009 auftreten kann. Die berufliche Stellung der Arbeiter und entsprechende Aufstiege in Meister- und Poliertätigkeiten werden nicht berücksichtigt, da solche Aufstiege für Frauen im Vergleich zu Männern so gut wie nicht auftreten. Da zudem in der Untersuchungspopulation im Jahr 2006 bereits knapp 42 Prozent der Männer solche hohen beruflichen Positionen besetzen (im Vergleich zu gut

6 Bei dem SOEP (Wagner et al. 2008) handelt sich um eine repräsentative Wiederholungsbefragung in Deutschland, die seit 1984 jährlich durchgeführt wird. Die Befragungspopulation des SOEP beinhaltet private Haushalte und deren Mitglieder, die das 17. Lebensjahr erreicht haben. Befragt werden jedes Jahr über 20.000 Personen aus rund 11.000 Haushalten in Deutschland.

7 Eine differenziertere Erfassung von Führungspositionen wäre hier wünschenswert, ist an dieser Stelle aufgrund zu geringer Fallzahlen aber leider nicht möglich. Für eine trennschärfere Definition von Führungskräften vgl. Bröckel et al. 2013.

13 Prozent der Frauen, Zahlen nicht dargestellt), setzt sich die Fallzahl für Personen, die noch einen beruflichen Aufstieg erfahren können, aus deutlich mehr Frauen als Männern zusammen (vgl. hierzu Tabelle 2). Für Personen, die erst nach 2007 einen beruflichen Aufstieg haben, wird zusätzlich kontrolliert, ob sie und ihre Partner bis zu dem Aufstiegsjahr durchgehend erwerbstätig sind oder nicht.

Die unabhängigen Variablen gehen für das Befragungsjahr 2006, also dem Ausgangsjahr der Analyse, in die Berechnungen ein. Um die Status-Homogamie, die hier vornehmlich von Interesse ist, abzubilden, werden (wie oben bereits beschrieben) zwei verschiedene Variablen kombiniert betrachtet: Zum einen wird die Information über die Bildung beider Partner berücksichtigt und zum anderen wird die „Berufsfeldnähe“ der Partner ermittelt. Hohe Bildung wird anhand der Ausprägung „higher education“ nach der ISCED-Klassifikation (ISCED 1997, Kategorie 6) definiert. Für die Bestimmung der Berufsfeldnähe wird der Einsteller der Klassifikation der Berufe, Version 1992 (Statistisches Bundesamt 1992, herangezogen und mit der des Partners verglichen. Analog zu Tabelle 1 werden acht verschiedene Partnerschaftskonstellationen in Bezug auf die beiden Merkmale „Bildung“ und „Berufsfeldnähe“ unterschieden. Bei der Ausdifferenzierung der Kategorien in „Nur Frau hochqualifiziert“ und „Nur Mann hochqualifiziert“ stößt man jedoch in den späteren Modellen bezüglich der Fallzahlen deutlich an Grenzen. Deshalb müssen diese beiden Kategorien leider als „Nur ein Partner hochqualifiziert“ zusammengefasst werden, so dass insgesamt 6 Kategorien unterschieden werden (vgl. Tabelle 2).⁸ Um dennoch zu berücksichtigen, welcher der beiden Partner hochqualifiziert ist, wird in den späteren Modellen zusätzlich der individuelle Bildungsstand der Befragungspersonen kontrolliert.

Zur Abbildung der beruflichen Stellung des Partners und zur Überprüfung der Hypothese 2 wird die Information genutzt, ob der *Partner eine hohe berufliche Position* nach der oben genannten Definition im Jahr 2006 innehat.

Die *soziale Unterstützung im beruflichen Fortkommen durch den Partner* wird über ein Erhebungsinstrument aus der Welle 2006⁹ erschlossen (Diewald et al. 2006): Dort werden verschiedene Formen sozialer Unterstützung abgefragt, bei denen maximal drei Personen aus verschiedenen Personengruppen, unter anderem auch der Partner, genannt werden können. Eine Frage lautet: „Wer unterstützt Sie in Ihrem beruflichen Fortkommen oder Ihrer Ausbildung und hilft Ihnen, dass Sie vorankommen?“ Aus dieser Abfrage wird eine Variable gebildet, die angibt, ob „gar keine Person“, „nur der Partner“, „der Partner und andere Personen“ oder „nur sonstige Personen (aber nicht der Partner)“ genannt werden.

Des Weiteren wird der Grad der *Entlastung im Haushalt durch den Partner* als ein Indikator für die partnerschaftliche soziale Unterstützung herangezogen. Hierfür wird die im SOEP vorhandene Abfrage nach der Zeitverwendung (in Stunden) an einem Werktag für Hausarbeit (Waschen, Kochen, Putzen) sowie nach der Zeitverwendung an einem Werktag für Besorgungen (Einkaufen, Beschaffungen, Behördengänge) verwendet und damit der so genannte *Aufteilungsindex der Hausarbeit (AidHa)* für das jeweilige Paar gebildet: Dieser Index gibt für eine Person den jeweiligen Anteil an der Zeit an, der für Hausarbeit und Besorgungen von beiden Partnern im Haushalt insgesamt an einem Werk-

8 Wir haben die späteren Modelle trotz dieser Einschränkung auch mit den acht verschiedenen Kategorien berechnet und berichten an entsprechender Stelle in den Ergebnissen von den jeweiligen Zusammenhängen.

9 Das Instrument wurde erstmalig im Jahr 2006 erhoben und wird im 5-Jahresrhythmus wiederholt.

tag erbracht wird (Gershuny 1996). Der Index variiert in der vorliegenden Studie zwischen 0 (die Person übernimmt die komplette Hausarbeit) und 1 (der Partner übernimmt die komplette Hausarbeit). Hohe Werte indizieren eine hohe Entlastung in der Hausarbeit durch den Partner, die sich positiv auf die eigene Karriere auswirken sollte.

Da bei Paaren mit hohen (auch finanziellen) Ressourcen die Wahrscheinlichkeit höher ist, bestimmte Haushaltstätigkeiten auszulagern, kontrollieren wir, ob eine externe Haushaltshilfe im Haushalt beschäftigt wird.¹⁰

Als eine weitere Ressourcenrelation wird die *Verdienstrelation zwischen den Partnern* berücksichtigt, um etwaige paarinterne Aushandlungsprozesse zu kontrollieren, die die interessierenden Zusammenhänge der späteren Analyse abschwächen könnten. Hierbei handelt es sich um die Information, ob die Befragungsperson oder ihr Partner die höheren Bruttomonatsverdienste aufweist. Die Person, deren Anteil am Gesamtverdienst beider Partner 60 Prozent übersteigt, wird als die einkommensstärkere definiert.¹¹

Regionale Unterschiede werden auf Ebene der Raumordnungsregionen über Angaben aus dem Gender-Index kontrolliert (Hans Böckler Stiftung/Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung 2013). Dazu werden drei vorhandene Indikatoren in die Analysen einbezogen: Zum einen wird der *Gender-Index für qualitativ hochwertige Arbeitsplätze* für das Jahr 2006 berücksichtigt. Hier wird die Geschlechterdifferenz gemessen als prozentuale Abweichung vom Wert, den Frauen und Männer zusammen bei der Besetzung qualitativ hochwertiger Arbeitsplätze in der Region einnehmen.¹² Der Index kann Werte zwischen -100% (absolute Benachteiligung der Frauen) und +100% (absolute Benachteiligung der Männer) einnehmen. Zudem wird die regionale Situation der Kinderbetreuung anhand von zwei Indikatoren betrachtet: 1) *Kinder unter 3 Jahren in Kindertagesbetreuung (je 100 Kinder in der Altersgruppe)* und 2) *Kinder im Alter von 3 bis 6 Jahren in Kindertagesbetreuung (je 100 Kinder in der Altersgruppe)*.

Darüber hinaus werden diverse Kontrollvariablen, etwa zur Familie, zum Humankapital und zu Beschäftigungsmerkmalen der Individuen kontrolliert, von denen angenommen werden kann, dass sie berufliche Aufstiege im partnerschaftlichen Kontext beeinflussen. Ein Überblick zu den im Modell vorhandenen Variablen und ihren Verteilungen findet sich in Tabelle 2.

10 Ebenso wurden bei Paaren mit Kindern Sensitivitätsanalysen zur externen Betreuungssituation für das jüngste Kind im Haushalt durchgeführt. Da beide Variablen keinen signifikanten Einfluss auf die Aufstiegswahrscheinlichkeiten haben, sind die späteren Modellen auf die Kontrolle einer Variablen beschränkt – die externe Haushaltshilfe – als Indikator für einen Auslagerungseffekt.

11 In der Analyse werden für Personen ohne Verdienangaben die vom SOEP bereitgestellten imputierten Bruttoverdienste verwendet (Grabka/Frick 2003) und zur Kontrolle eine Dummy-Variablen berücksichtigt, die anzeigt, ob der jeweilige Verdienstwert imputiert ist oder nicht.

12 Die Formel zur Berechnung des Index lautet:

$$GI = 100 * (\text{Frauenindikator} - \text{Männerindikator}) / (\text{Frauenindikator} + \text{Männerindikator})$$

Der Zähler drückt die Unterschiede zwischen den Geschlechtern aus. Diese Differenz wird relativiert an der Summe der Indikatorausprägung von Frauen und Männern.

Tabelle 2: Übersicht Variablen

	Frauen				Männer			
	Mittelwert	Std. Abw.	Min.	Max.	Mittelwert	Std. Abw.	Min.	Max.
Abhängige Variable								
Aufstieg in hohe berufliche Position (=1)	0,08	0,27	0	1	0,16	0,36	0	1
Homogamie								
Status-Homogamie								
Beide hochqualifiziert & gleiches Berufsfeld	0,07	0,26	0	1	0,08	0,27	0	1
Beide hochqualifiziert & ungl. Berufsfeld	0,07	0,26	0	1	0,07	0,25	0	1
Nur einer hochqualifiziert & gl. Berufsfeld	0,08	0,26	0	1	0,08	0,27	0	1
Nur einer hochqualifiziert & ungl. Berufsfeld	0,17	0,38	0	1	0,14	0,35	0	1
Keiner hochqualifiziert & gl. Berufsfeld	0,14	0,35	0	1	0,17	0,38	0	1
Keiner hochqualifiziert & ungl. Berufsfeld	0,47	0,50	0	1	0,45	0,50	0	1
Partner in hoher beruflicher Position 2006 (=1)	0,29	0,45	0	1	0,10	0,30	0	1
Soziale Unterstützung durch Partner								
Unterstützung im beruflichen Fortkommen								
Keiner	0,36	0,48	0	1	0,35	0,48	0	1
Nur Partner	0,29	0,45	0	1	0,31	0,46	0	1
Partner und weitere Person(en)	0,26	0,44	0	1	0,25	0,44	0	1
Nur andere Person(en)	0,09	0,28	0	1	0,08	0,28	0	1
Entlastung von Hausarbeit (AidHa) in %	0,27	0,20	0	1	0,71	0,20	0	1
Humankapital								
Hohe Bildung (=1)	0,33	0,47	0	1	0,44	0,50	0	1
Erwerbserfahrung (in Jahren)	18,50	8,62	0,3	46	22,87	9,24	1,6	49,9
Erwerbsmerkmale								
Persönliches Einkommen (in Euro) ^b	1711,04	1260,64	0	15000	3367,50	2214,56	0	18000
Im öffentlichen Dienst tätig (=1)	0,34	0,47	0	1	0,30	0,46	0	1
Produzierendes Gewerbe (=1)	0,14	0,35	0	1	0,27	0,44	0	1
Berufliche Stellung								
Angestellter	0,79	0,41	0	1	0,45	0,50	0	1
Beamter	0,08	0,27	0	1	0,19	0,39	0	1
Selbständiger	0,13	0,34	0	1	0,37	0,49	0	1
Arbeitszeit ^a								
Teilzeit	0,52	0,50	0	1	0,05	0,21	0	1
Vollzeit	0,46	0,50	0	1	0,91	0,27	0	1
Ökonomische Ressourcenrelation^b								
Mann verdient mehr	0,63	0,48	0	1	0,61	0,49	0	1
Beide verdienen gleich	0,29	0,46	0	1	0,29	0,46	0	1
Frau verdient mehr	0,07	0,26	0	1	0,09	0,29	0	1
Familie								
Verheiratet (=1)	0,87	0,34	0	1	0,84	0,36	0	1
Anzahl eigene Kinder unter 16 Jahren im HH	0,73	0,92	0	4	0,71	0,94	0	4
Externe Haushaltshilfe (=1)	0,10	0,30	0	1	0,10	0,29	0	1
Regionaler Kontext								
Gender-Index: Hochqualifizierte Arbeitsplätze	-22,91	15,02	-50,36	13,95	-22,91	15,11	-50,36	13,95
Regionale Kinderbetreuung unter 3 Jahre in %	15,16	14,19	3,21	52,04	14,77	13,79	3,21	52,04
Regionale Kinderbetreuung 3-6 Jahre in %	90,26	5,26	76,56	99,14	90,19	5,21	76,56	99,14
Anzahl der Beobachtungen	1509				810			

^a Kategorie für fehlende Werte nicht aufgeführt. ^b Inklusive imputierte Werte.

Abweichungen in Summen sind rundungsbedingt.

Quelle: SOEP V.27 2006-2009, eigene Berechnungen.

Methoden

Zur Überprüfung der Hypothesen werden logistische Regressionsmodelle durchgeführt. Die Modelle werden jeweils für Frauen und für Männer getrennt berechnet, um zu testen, ob sich Status-Homogamie und soziale Unterstützungsleistungen für Männer und Frauen unterschiedlich auswirken. Modell 1a und 1b (jeweils für Frauen und Männer) beinhalten zunächst noch keine Indikatoren zu partnerschaftlichen Unterstützungsleistungen, sondern nur diejenigen zur Homogamie in Partnerschaften. Modell 2a und 2b nehmen dann zusätzlich die Variablen zu den sozialen Unterstützungsleistungen in der Partnerschaft auf, um Hypothese 4 zu testen. Zur Überprüfung der Hypothese 5 wird schließlich ein Gesamtmodell für Männer und Frauen mit einem zusätzlichen Dummy für das Geschlecht berechnet. Hier verdeutlicht der Vergleich zwischen Modell 1c (ohne die Indikatoren zur partnerschaftlichen Unterstützung) und Modell 2c (mit den Indikatoren zur partnerschaftlichen Unterstützung), ob die Effekte der partnerschaftlichen Unterstützungsleistungen den Geschlechterunterschied für Aufstiege in hohe berufliche Positionen erklären können.¹³

Im Unterschied zur linearen Regression ist es bei logistischen Regressionen nicht ohne weiteres möglich, Koeffizienten verschiedener Modelle – etwa zwischen Männern und Frauen – zu vergleichen. So fließt bei der Berechnung der Koeffizienten in der logistischen Regression die unbeobachtete Heterogenität mit ein. Dies ist auch dann der Fall, wenn die unberücksichtigten Drittvariablen keine Korrelationen mit den unabhängigen Variablen im betrachteten Analysemodell aufweisen (Auspurg/Hinz 2011; Mood 2010). Unterscheidet sich also die unbeobachtete Heterogenität zwischen den Vergleichsgruppen, ist es somit möglich, dass sich die Koeffizienten der jeweils betrachteten Variable für Männer und Frauen ebenfalls unterscheiden, auch wenn der Einfluss der Variable eigentlich für beide gleich ist.

Eine Lösungsstrategie, um dieses Problem zu beheben, ist die Berechnung relativer anstatt absoluter Koeffizienten, durch so genannte durchschnittliche Marginaleffekte (*average marginal effects*, AME). AME werden folgendermaßen berechnet (Mood 2010, S. 75):

$$AME = \frac{1}{n} \sum_{i=1}^n \beta_{x_1} f(\beta_{x_i})$$

β_{x_1} bezeichnet den logistischen Regressionskoeffizienten der unabhängigen Variable x_1 , $f(\beta_{x_i})$ bezeichnet die Verteilungsfunktion für die Linearkombination der Werte aller unabhängigen Variablen und ihrer geschätzten logistischen Regressionskoeffizienten für die i -te Beobachtung (Mood 2010, S. 75). Inhaltlich weisen AME aus, „um wie viele Prozentpunkte sich die Wahrscheinlichkeit des interessierenden Ereignisses *im Mittel* aller (*gruppenspezifischen*) *Beobachtungen* verändert, wenn sich die betreffende erklärende Variable um eine Einheit (*marginal*) erhöht“ (Auspurg/Hinz 2011, S. 66, Hervorhebung im Original).

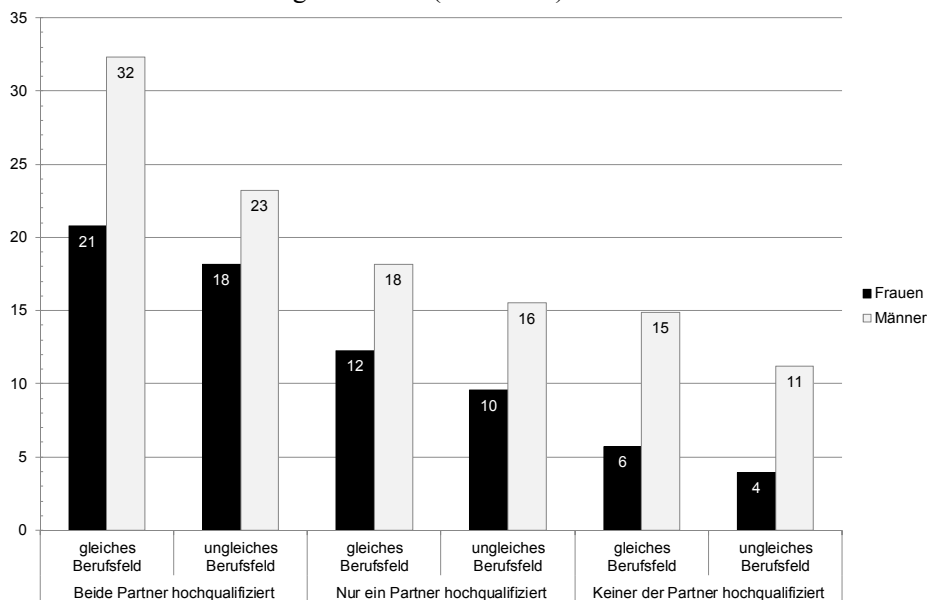
13 Da die Beobachtungen der Partner in einem Haushalt nicht unabhängig voneinander sind, wird hier eine so genannte Cluster-Regression durchgeführt. Es handelt sich dabei um ein Regressionsmodell, welches robuste Standardfehler schätzt und um die Korrelation zwischen den beiden Personen aus der gleichen Partnerschaft korrigiert (Wooldridge 2002).

4. Ergebnisse

Deskription

Die Abbildungen zur deskriptiven Verteilung der Aufstiege in eine hohe berufliche Position zeigen zunächst, dass die Aufstiegschancen für Männer deutlich höher sind als für Frauen. Im Folgenden werden jedoch primär die Unterschiede in den Aufstiegen im Hinblick auf die erklärenden Variablen kommentiert, die für diese Untersuchung von vorrangigem Interesse sind: die Homogamie der Partnerschaft, die Unterstützung im beruflichen Fortkommen sowie die Unterstützung bei der Hausarbeit. Abbildung 1 weist für Frauen und Männer die Aufstiege in eine hohe berufliche Position getrennt für Personen in hochqualifizierten sowie nicht hochqualifizierten status-homogamen Partnerschaften als auch status-heterogamen Partnerschaften aus. Frauen und Männer steigen häufiger in eine hohe berufliche Position auf, wenn sie mit ihrem Partner im Jahr 2006 in einer hochqualifizierten status-homogamen Partnerschaft leben. Während in hochqualifizierten status-homogamen Partnerschaften 32 Prozent der Männer und 21 Prozent der Frauen in eine hohe berufliche Position aufsteigen, trifft dies nur auf 4 Prozent der Frauen und 11 Prozent der Männer in Partnerschaften mit ungleichem Berufsfeld und niedriger bzw. mittlerer Bildung zu. Trifft nur eines der beiden Merkmale „beide Partner hochqualifiziert“ oder „gleiches Berufsfeld“ zu, scheint ersteres nach den hier dargestellten deskriptiven Ergebnissen für beide Geschlechter eine etwas stärkere Rolle für den Aufstieg zu spielen als die Berufsfeldnähe, wobei diese Beobachtung für die Frauen in stärkerem Maße als für die Männer zutrifft.

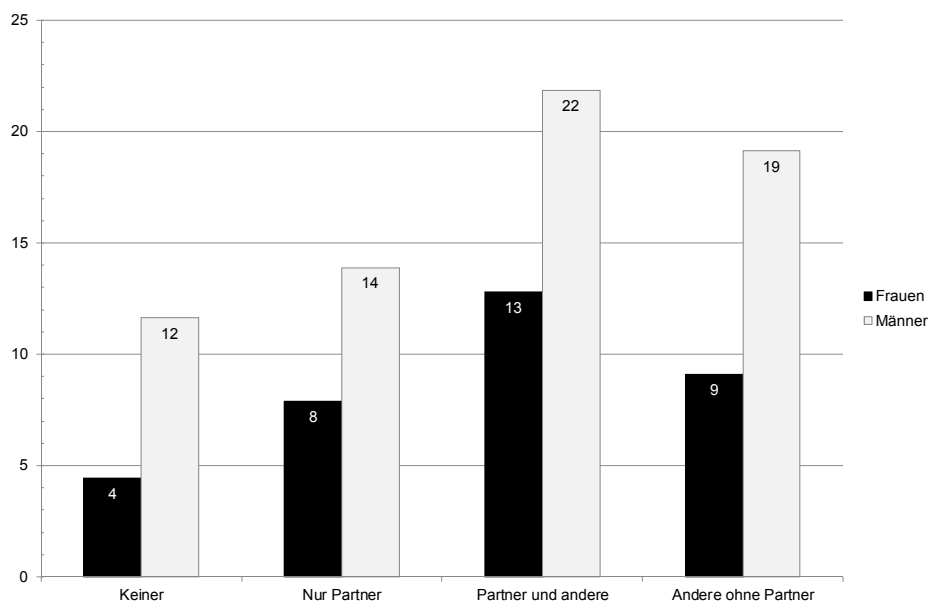
Abbildung 1: Aufstiege in hohe berufliche Positionen (2007-2009) nach Status-Homogamie 2006 (in Prozent)



Quelle: SOEP (V.27) 2006-2009, eigene Berechnungen.

Des Weiteren steigen Personen, die im Jahr 2006 durch andere Personen im beruflichen Fortkommen unterstützt werden, häufiger in eine hohe berufliche Position auf als Personen, die nicht unterstützt werden (Abbildung 2). Auch die Unterstützung durch den Partner spielt hier eine wichtige Rolle: 8 Prozent („nur Partner genannt“) bzw. 13 Prozent („Partner und andere genannt“) der Frauen und 14 Prozent bzw. 22 Prozent (oben genannte Kategorien) der Männer, die ihren Partner bei der Unterstützung im beruflichen Fortkommen nennen, wechseln in eine hohe berufliche Position. Insbesondere bei Frauen zeigt sich, dass auch die Unterstützung durch den Partner zu beruflichen Aufstiegen beiträgt, im Vergleich zu denjenigen, die keine Unterstützung erhalten. Dieser Zusammenhang zeigt sich auch bei den Männern, jedoch weniger stark ausgeprägt. Frauen und Männer steigen besonders häufig auf, wenn sie von ihrem Partner *und* von weiteren Personen unterstützt werden. Die Aufstiegswahrscheinlichkeit ist also dort noch höher, wenn mehr Unterstützung vorhanden ist, als wenn man nur von einer Person oder Personengruppe unterstützt wird.

Abbildung 2: Aufstiege in hohe berufliche Positionen (2007-2009) nach Unterstützung im beruflichen Fortkommen 2006 (in Prozent)

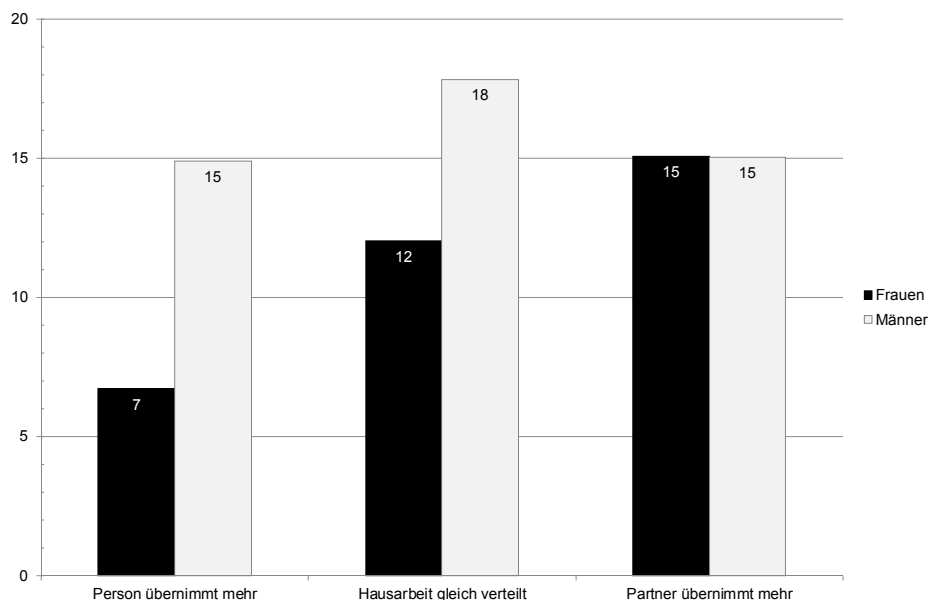


Quelle: SOEP (V.27) 2006-2009, eigene Berechnungen.

Abbildung 3 zeigt, dass eine hohe Entlastung in der Hausarbeit durch den Partner die Aufstiege in eine hohe berufliche Position für Frauen deutlich begünstigt. Übernimmt der Partner den größeren Anteil an der Hausarbeit, unterscheiden sich die Aufstiege der Frauen rein deskriptiv nicht mehr von denen der Männer, deren Partnerin den höheren Anteil an Hausarbeit erledigt (prozentualer Anteil der Aufstiege liegt bei 15 Prozent). Übernehmen die Frauen hingegen mehr Hausarbeit als ihre Männer, weisen sie einen vergleichs-

weise geringen Anteil an Aufstiegen auf. Für Männer sind die Unterschiede in den Aufstiegsanteilen nach dem Grad der Hausarbeitsentlastung durch die Partnerin deutlich geringer als bei den Frauen. Hier gilt also: Gerade für Frauen ist die Entlastung bei der Hausarbeit durch den Partner offenbar eine wichtige Voraussetzung für die eigenen Karrieremöglichkeiten.

Abbildung 3: Aufstiege in hohe berufliche Positionen (2007-2009) nach Entlastung durch Hausarbeit 2006 (in Prozent)



Quelle: SOEP (V.27) 2006-2009, eigene Berechnungen.

Multivariate Analyse

Die Ergebnisse der logistischen Regressionsmodelle zeigen, ob die in der Deskription gezeigten Muster auch unter Kontrolle relevanter Drittvariablen zu beobachten sind. In Tabelle 3 erfolgt eine Darstellung der berechneten Modelle.

Tabelle 3: Determinanten der Aufstiege in hohe berufliche Positionen^a

	Frauen		Männer		Gesamt	
	Modell 1a	Modell 2a	Modell 1b	Modell 2b	Modell 1c	Modell 2c
Geschlecht (1=Frau)					-0,0551**	-0,0270
Homogamie						
Status-Homogamie						
Ref.: Keiner hochqualifiziert & ungl. BF						
Beide hochqualifiziert & gl. Berufsfeld	0,1547*	0,1340*	0,3593***	0,3715***	0,2258***	0,2235***
Beide hochqualifiziert & ungl. BF	0,1237*	0,1049*	0,1748*	0,1757*	0,1400**	0,1346**
Nur einer hochqualifiziert & gl. BF	0,0981*	0,0800+	0,1642*	0,1660*	0,1065**	0,1027**
Nur einer hochqualifiziert & ungl. BF	0,0564+	0,0431	0,0872	0,0982+	0,0649*	0,0623*
Keiner hochqualifiziert & gl. BF	0,0322	0,0314	0,0837+	0,0845+	0,0469*	0,0473*
Partner in hoher beruflicher Position	0,0227	0,0243	-0,0323	-0,0260	0,0081	0,0108
Soziale Unterstützung durch Partner						
Unterstützung im berufl. Fortkommen						
Ref.: Keiner						
Nur Partner		0,0363+		0,0071		0,0235
Partner und weitere Personen		0,0646**		0,0858*		0,0749***
Nur andere Personen		0,0411		0,0490		0,0535+
Entlastung von Hausarbeit (AidHa) in %		0,0865*		0,0553		0,0891*
Humankapital						
Hohe Bildung (=1)	0,0617**	0,0613**	0,0405	0,0345	0,0586**	0,0551**
Erwerbserfahrung (in Jahren)	0,0020	0,0023	0,0008	0,0015	0,0025	0,0026
Beschäftigungsmerkmale						
Pers. Arbeitseinkommen (in 100€) ^c	0,0004	0,0001	-0,0001	-0,0001	0,0004	0,0001
Im öffentlichen Dienst tätig (=1)	0,0128	0,0079	-0,0442	-0,0412	0,0007	-0,0024
Produzierendes Gewerbe (=1)	0,0086	0,0021	0,0664	0,0665*	0,0353+	0,0307+
Berufliche Stellung (Ref.: Angestellte)						
Beamte	-0,0412*	-0,0421*	-0,1094***	-0,1114***	-0,0658***	-0,0667***
Selbständige	-0,0501**	-0,0526***	-0,1436***	-0,1469***	-0,0770***	-0,0812***
In Vollzeit (=1) ^b	0,0263	0,0252	0,0381	0,0309	0,0472**	0,0381*
Ökonomische Ressourcenrelation^c						
Ref.: Beide verdienen gleich						
Mann verdient mehr	-0,0093	-0,0045	0,0759*	0,0701*	0,0234	0,0204
Frau verdient mehr	0,0242	0,0161	0,0371	0,0424	0,0357	0,0310
Familie						
Verheiratet (=1)	-0,0578*	-0,0442+	0,0005	-0,0023	-0,0336	-0,0272
Anzahl eigene Kinder (bis 16 J.) im HH	0,0013	0,0020	0,0059	0,0038	0,0030	0,0009
Externe Haushaltshilfe (=1)	0,0072	0,0049	0,0036	0,0128	0,0035	0,0083
Regionaler Kontext						
Gender-Index: Hochqual. Arbeitsplätze	0,0008	0,0008	-0,0009	-0,0007	0,0004	0,0003
Anteil Kinderbetreuung unter 3 Jahre	-0,0015	-0,0017	-0,0006	-0,0005	-0,0013	-0,0014
Anteil Kinderbetreuung 3-6 Jahre	0,0006	0,0007	-0,0006	-0,0007	0,0004	0,0002
Pseudo R2	0,1338	0,1522	0,1382	0,1491	0,1318	0,1485
Anzahl der Aufstiege		121		126		247
Anzahl der Beobachtungen		1509		810		2319

Ergebnisse logistischer Regressionsmodelle. Abhängige Variable: Aufstieg in hohe berufliche Position (=1). Ausgewiesen sind durchschnittliche Marginaleffekte (AME). + $p < 0.10$, * $p < 0.05$, ** $p < 0.01$, *** $p < 0.001$.

^a Modelle kontrolliert für Alter, Alter des Partner, Migrationshintergrund, Wohnregion Ost/West, Stichprobe G, Imputation der Einkommen, beide Partner durchgängig erwerbstätig. ^b Kontrolliert für fehlende Werte. ^c Kontrolliert für imputierte Werte.

Quelle: SOEP V.27 2006-2009, eigene Berechnungen.

In hochqualifizierten status-homogamen Partnerschaften ist die Wahrscheinlichkeit, in eine hohe berufliche Position aufzusteigen, größer als in Partnerschaften, in denen keiner hochqualifiziert ist und beide in unterschiedlichen Berufsfeldern arbeiten (Modell 1a und 1b): Frauen und Männer in einer hochqualifizierten status-homogamen Partnerschaft haben, wie in Hypothese 1 vermutet, die größte Wahrscheinlichkeit, in hohe berufliche Positionen aufzusteigen.¹⁴ Mit abnehmenden Ressourcen innerhalb der Partnerschaft werden sowohl für Männer als auch für Frauen die Effekte auf die beruflichen Aufstiege kleiner. Wie vermutet ist ein positiver, allerdings schwächerer, Einfluss auf den beruflichen Aufstieg bereits zu finden, wenn die Partnerschaft nur eines der beiden Homogamie-Merkmale aufweist.¹⁵ Dabei ist für Frauen eher die hohe Bildung beider Partner ausschlaggebend für einen beruflichen Aufstieg, während sich bei den Männern auch die Berufsnähe der Partner an sich als einflussreich erweist.

Insgesamt hat die Status-Homogamie in einer hochqualifizierten Partnerschaft bei den Männern einen stärkeren Einfluss auf einen Aufstieg in eine hohe berufliche Position als bei Frauen. Frauen scheinen nicht in dem Maße wie Männer von einer hochqualifizierten status-homogamen Partnerschaft zu profitieren. Es ist also anzunehmen, dass es gerade in diesen Partnerschaften zu einer Konkurrenzsituation zwischen den Partnern kommen kann und somit für Frauen die positiven Effekte der Status-Homogamie abgeschwächt werden. Die paarinternen Aushandlungsprozesse können auch durch die Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt mit beeinflusst werden, wodurch wiederum eher die Verhandlungsmacht des Mannes gestärkt wird. Auch wirken sich vermutlich weitere lebenslaufrelevante Institutionen aus, so dass bei gleicher Ressourcenausstattung beider Partner die Männer die besseren Chancen auf eine hohe berufliche Position haben als ihre Partnerinnen. Dies gilt offenbar auch unabhängig von der tatsächlichen regionalen Arbeitsmarktlage im Hinblick auf qualitativ hochwertige Arbeitsplätze, die in den Modellen zusammen mit den regionalen Kinderbetreuungsmöglichkeiten kontrolliert wird. Im Sinne des Institutionenansatzes in der Geschlechterforschung strukturieren die Institutionen des Arbeitsmarktes und der Familie, die den „Masterstatus“ von Geschlecht im Lebenslauf bedingen, innerfamiliäre Entscheidungen mit – auch dann, wenn von beiden Partnern eigentlich egalitäre Arrangements angestrebt werden. Darüber hinaus haben Forschungen zum Aufstieg in Führungspositionen gezeigt, dass sich für Frauen zusätzlich zur Homogamie vor allem der eigene Ressourcenvorteil gegenüber dem Partner als ausschlaggebend für einen beruflichen Aufstieg erweist (Bröckel et al. 2013). Dies zeigt sich auch in den etwas ausdifferenzierteren (hier nicht tabellarisch dargestellten) Modellen, die unterscheiden, ob der Mann oder die Frau die höhere Bildung hat. Hier deutet sich an, auch wenn die Fallzahlen sehr

-
- 14 Hier nicht dargestellte Ergebnisse zeigen, dass Personen aus diesen status-homogamen Partnerschaften häufig in Berufen tätig sind, in denen vorwiegend Männer arbeiten (so genannte Männerberufe) sowie solchen Berufen, die geschlechtlich ausbalanciert sind (Mischberufe). Wie die Berufsforschung zur beruflichen Geschlechtersegregation zeigt, bieten diese Berufe im Vergleich zu eher frauendominierten Berufen häufig bessere Arbeitsbedingungen im Hinblick auf Verdienst, berufliche Sicherheit und auch Aufstiegsmöglichkeiten (für einen Überblick zur beruflichen Geschlechtersegregation vgl. Trappe/Rosenfeld 2004).
- 15 Aufgrund der vergleichsweise geringen, wenn auch ausreichenden, Anzahl an Aufstiegen insbesondere bei den Frauen werden auch Effekte mit einer Irrtumswahrscheinlichkeit von 10 Prozent als bedeutsam ausgewiesen.

gering sind, dass für Frauen die eigene höhere Bildung im Vergleich zum Mann sogar zu noch höheren Aufstiegschancen führt als eine Status-Homogamie in einer hochqualifizierten Partnerschaft.

Hypothese 2 kann mit den Modellen nicht bestätigt werden: Es zeigt sich kein signifikanter Einfluss auf berufliche Aufstiege, wenn der Partner bereits eine hohe berufliche Position innehat. Allerdings zeigt sich bei Frauen ein signifikanter Effekt auf die Aufstiegswahrscheinlichkeit, wenn man die Homogamievariablen für Bildung und Berufsfeldnähe der Partner nicht im Modell berücksichtigt (Modell hier nicht dargestellt). Dies lässt sich so bei den Männern nicht finden.

Modell 2a und 2b beinhalten jeweils für Frauen und Männer als zusätzliche Variablen die Unterstützung im beruflichen Fortkommen sowie die zeitliche Entlastung in der Hausarbeit durch den Partner. Hier spiegelt sich wider, was in der Deskription bereits deutlich wurde: Frauen und Männer steigen häufiger in eine hohe berufliche Position auf, wenn sie im Jahr 2006 von ihrem Partner *und* weiteren Personen im beruflichen Fortkommen unterstützt werden (im Vergleich zu keiner Unterstützung). Zudem zeigt sich im multivariaten Modell nochmal deutlicher als in der deskriptiven Abbildung 2, dass Frauen auch dann häufiger aufsteigen, wenn sie *nur* von ihrem Partner unterstützt werden. Dieser Zusammenhang wird deskriptiv ohne Berücksichtigung der eigenen Bildung der Frauen unterschätzt: Nicht hochqualifizierte Frauen, die gleichzeitig geringe Aufstiegschancen aufweisen, geben häufiger als hochqualifizierte Frauen nur ihren Partner bei der beruflichen Unterstützung an (Ergebnisse hier nicht dargestellt). Kontrolliert man jedoch die eigene Bildung im Modell, so zeigt sich, dass auch die Unterstützung im beruflichen Fortkommen *nur* durch den Partner für Frauen eine bedeutsame Rolle für die Karriere spielt.

Die Entlastung bei der Hausarbeit durch den Partner hat, wie in der Deskription schon deutlich wurde, nur bei Frauen einen signifikanten Effekt auf die Wahrscheinlichkeit, in eine hohe berufliche Position aufzusteigen: Mit steigendem Anteil an der Hausarbeit durch den Partner steigt auch die Aufstiegswahrscheinlichkeit der Frauen. Bei Männern hat die Hausarbeitsteilung dagegen keinen Einfluss auf die Wahrscheinlichkeit, eine hohe berufliche Position einzunehmen. Gerade für Frauen scheint also die zeitliche Entlastung bei der Hausarbeit durch den Partner eine wichtige Voraussetzung für die berufliche Karriere zu sein. Insgesamt lässt sich Hypothese 3 bezüglich der partnerschaftlichen Unterstützung mit der Hausarbeit nur für Frauen bestätigen. Auch bezüglich der partnerschaftlichen Unterstützung im beruflichen Fortkommen lässt sie sich insbesondere für Frauen bestätigen, während bei Männern nur die Kombination aus der Unterstützung durch die Partnerin und anderen Personen ausschlaggebend für einen Aufstieg ist.

Die Variablen zur sozialen Unterstützung haben nur geringe vermittelnde Effekte auf den Zusammenhang zwischen der Homogamie und dem beruflichen Aufstieg: Die Effekte der Berufs- und Bildungshomogamie verlieren bei den Frauen nach Aufnahme der Unterstützungsvariablen etwas an Größe, während für Männer hier insbesondere der Effekt für die hochqualifizierten status-homogamen Partnerschaften nach Aufnahme der partnerschaftlichen Unterstützung sogar etwas größer wird. Hypothese 4 kann also nur mit Einschränkungen bestätigt werden.

Soziale partnerschaftliche Unterstützungsleistungen tragen – wie in Hypothese 5 postuliert – jedoch wesentlich dazu bei, die im Vergleich zu Männern niedrigeren Aufstiegschancen von Frauen in hohe berufliche Positionen zu erklären. Vergleicht

man das Modell 2c im Gesamtmodell für Männer und Frauen mit dem Modell 1c, nimmt der Geschlechtereffekt deutlich ab, wenn für die sozialen Unterstützungsleistungen kontrolliert wird. Der Rückgang der Effektstärke geht dabei im Wesentlichen auf die für Frauen geringere partnerschaftliche Unterstützung mit der Hausarbeit zurück: Berücksichtigt man nur den Aufteilungsindex der Hausarbeit (AidHa) im Modell, wird der Effekt des Geschlechts deutlich schwächer, während er bei alleiniger Berücksichtigung der Unterstützung im beruflichen Fortkommen nur geringfügig abnimmt (Zahlen nicht dargestellt). Ungleiche Unterstützungsleistungen für Männer und Frauen im Haushalt durch den Partner erklären damit also einen bedeutsamen Anteil der Unterrepräsentanz von Frauen in hohen beruflichen Positionen.

5. Zusammenfassung und Ausblick

Die Untersuchung baute auf Überlegungen zu „coupled careers“ auf und gab Aufschluss über die Frage, ob der partnerschaftliche Kontext eher einen hinderlichen Einfluss (im Sinne von Konkurrenz) oder fördernden Einfluss (im Sinne von Kooperation) auf die individuelle Karriere hat. In der bisherigen Forschung wurde der Paarkontext vorwiegend mit dem Fokus auf finanzielle und berufliche Ressourcen der Partner in Untersuchungen zu beruflichen Aufstiegschancen von Frauen und Männern integriert. Berufliche Ressourcen des Partners, etwa der berufliche Status, wirken dabei meist positiv auf die Karriere; eine Beobachtung, die mit sozialkapitaltheoretischen Ansätzen erklärt wird. In der vorliegenden Untersuchung mit Daten des Sozio-oekonomischen Panels standen darüber hinaus zwei Punkte im Zentrum des Forschungsinteresses: Zum einen wurden die paarinternen beruflichen Ressourcenrelationen zwischen den Partnern betrachtet. Insbesondere lag das Interesse auf Personen in hochqualifizierten status-homogamen Partnerschaften, also mit solchen Partnern, die über vergleichbare hohe berufliche Ressourcen verfügen. Hier, so die Annahme, sollten in besonders hohem Maße die in den sozialkapitaltheoretischen Ansätzen postulierten Sozialkapitaltransfers stattfinden, da die Partner ähnliche berufliche Ziele, ähnliche Erfahrungshintergründe und egalitäre Rollenvorstellungen aufweisen, mit entsprechend positiven Effekten auf die individuelle Karriere.

Zum anderen wurden die konkreteren Mechanismen herausgearbeitet, die hinter den positiven Effekten der partnerschaftlichen beruflichen Ressourcen stehen könnten. Zwei Dimensionen paarinterner sozialer Unterstützungsleistungen wurden betrachtet: Die Unterstützung im beruflichen Fortkommen und die Entlastung bei der Hausarbeit durch den Partner.

Die Ergebnisse der logistischen Regressionsmodelle zeigten, dass Männer häufiger in hochqualifizierten status-homogamen als in heterogamen bzw. nicht hochqualifizierten status-homogamen Partnerschaften in hohe berufliche Positionen aufsteigen. Für Frauen scheint eine Status-Homogamie in Partnerschaften, in denen beide Partner hochqualifiziert sind, möglicherweise auch eine Konkurrenzsituation mit dem Partner herbeizuführen, die den positiven Homogamie-Effekt abschwächt. Lebenslauffrelevante Institutionen, die den Erwerbsverlauf von Frauen und Männern unterschiedlich strukturieren und der

Karriere von Frauen entgegenwirken, können dazu führen, dass Frauen auch bei gleicher beruflicher Qualifikation in der Partnerschaft eher zurückstecken (müssen).

Zudem machten die Ergebnisse deutlich, dass insbesondere für Frauen die Unterstützung im beruflichen Fortkommen durch den Partner wichtig ist, um eine hohe berufliche Position erreichen zu können. Bei Männern spielen dagegen die Unterstützungsleistungen durch die Partnerin nur in Kombination mit der Unterstützung durch andere Personen eine bedeutende Rolle für den beruflichen Aufstieg. Darüber hinaus wirkt sich für Frauen die Entlastung von der Hausarbeit durch den Partner wesentlich auf die eigenen Karriere-chancen aus: Während bei Männern unabhängig von ihrem beruflichen Status die Hausarbeit stärker zu Lasten der Partnerin aufgeteilt ist, steigen Frauen signifikant häufiger auf, wenn sie zuvor von ihrem Partner in der Hausarbeit entlastet wurden. Es zeigte sich also: Die soziale Unterstützung durch den Partner ist eine wichtige Voraussetzung für Frauen, eine hohe berufliche Position zu erreichen.

Dies bestätigte die sozialkapitaltheoretischen Argumentationen. Gerade bei Frauen ist es also wichtig, dass beide Partner „an einem Strang ziehen“, um die „gläserne Decke“ zu überwinden. Da insbesondere die partnerschaftliche Hausarbeitsteilung in Deutschland auch bei berufstätigen Paaren nach wie vor stark zu Lasten der Frauen geht, spielt der „support gap“ bei der Entlastung durch die Hausarbeit zur Erklärung der Unterrepräsentanz von Frauen in hohen beruflichen Positionen eine entscheidende Rolle, wie die Analyse verdeutlichte.

Die Annahme, dass die Indikatoren zur partnerschaftlichen Unterstützung den positiven Homogamie-Effekt auf den individuellen beruflichen Aufstieg erklären können, konnte allerdings nur eingeschränkt bestätigt werden.

Für die zukünftige Forschung bietet es sich daher an, eine entsprechende Untersuchung mit noch ausdifferenzierteren Instrumenten zur partnerschaftlichen Unterstützung durchzuführen, etwa zu konkreten Fragen des partnerschaftlichen Verständnisses für die berufliche Karriere oder auch des Wissenstransfers zwischen den Partnern. Damit erscheint es möglich, die Mechanismen, die sich hinter den partnerschaftlichen Ressourcen und ihren Relationen verbergen, noch konkreter aufzudecken. Zudem konnte aufgrund von Datenlimitierungen in der vorliegenden Studie nur ein kurzes Zeitfenster im SOEP betrachtet werden. Mit der SOEP-Welle 2011 wird allerdings das Sozialkapitalinstrument, welches hier für die partnerschaftliche Unterstützung im beruflichen Fortkommen genutzt wurde, ein zweites Mal bereitgestellt, sodass bei Vorliegen der Welle 2012 hier weitere Analysen zum beruflichen Aufstieg erfolgen können. Auch kann zukünftige Forschung zeigen, ob sich die Ergebnisse anders darstellen, wenn man nicht nur den Aufstieg in eine hohe berufliche Position, sondern generelle berufliche Auf- und Abstiege betrachtet.

Trotz dieser Limitierungen gab die vorliegende Analyse wichtige Hinweise und Impulse mit repräsentativen Daten zu den karriereförderlichen sozialen Unterstützungsleistungen, die im Paarkontext zum Tragen kommen, und die als Wirkungsmechanismen hinter den bisher untersuchten partnerschaftlichen Ressourceneffekten stehen können.

Literatur

- Auspurg, K. & Hinz, T. (2011). Gruppenvergleiche bei Regressionen mit binären abhängigen Variablen – Probleme und Fehleinschätzungen. Beispiel Bildungschancen im Kohortenverlauf. *Zeitschrift für Soziologie*, 40, 1, S. 62-73.
- Baerts, A., Deschacht, N. & Guerry, M.-A. (2010). The role of the partner in promotions to top positions in Belgium. *European Sociological Review*, 27, 5, S. 654-668.
- Becker, G. S. (1991). *A treatise on the family*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Beck-Gernsheim, E. (1980). *Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Bernasco, W., de Graaf, P. M. & Ultee, W. C. (1998). Coupled careers. Effects of spouse's resources on occupational attainment in the Netherlands. *European Sociological Review*, 14, 1, S. 15-31.
- Blau, P. M. (1964). *Exchange and power in social life*. New York: Wiley.
- Blossfeld, H.-P. & Buchholz, S. (2009). Increasing resource inequality among families in modern societies: The mechanisms of growing educational homogamy, changes in the division of work in the family and the decline of the male breadwinner model. *Journal of Comparative Family Studies*, 40, 4, S. 603-616.
- Blossfeld, H.-P. & Drobnič, S. (2001). A cross national comparative approach to couples' careers. In: Blossfeld, H.-P. & Drobnič, S. (Hrsg.), *Careers of couples in contemporary societies. From male breadwinner to dual-earner families*. Oxford: Oxford University Press, S. 3-15.
- Blossfeld, H.-P. & Timm, A. (2003). *Who marries whom?* Dordrecht, Boston, London: Kluwer.
- BMBF (Bundesministerium für Bildung und Forschung) (2008). *25 Jahre Leben in Deutschland – 25 Jahre Sozio-oekonomisches Panel*. Bonn: Bundesministerium für Bildung und Forschung.
- Brandt, M. (2006). Soziale Kontakte als Weg aus der Erwerbslosigkeit. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 58, 3, S. 468-488.
- Bröckel, M., Busch, A. & Golsch, K. (2013). *Headwind or tailwind - Do partner's resources support or restrict a promotion to a leadership position in Germany?* Universität Bielefeld (Working Paper Nr. 14 des Sonderforschungsbereichs 882 der Universität Bielefeld).
- Burt, R. (1992). *Structural holes. The social structure of competition*. Cambridge: Harvard University Press.
- Diewald, M. & Faist, T. (2011). Von Heterogenitäten zu Ungleichheiten: Soziale Mechanismen als Erklärungsansatz der Genese sozialer Ungleichheiten. *Berliner Journal für Soziologie*, 21, S. 91-114.
- Diewald, M., Lüdicke, J., Lang, F. R. & Schupp, J. (2006). *Familie und soziale Netzwerke. Ein revidiertes Erhebungskonzept für das Sozio-ökonomische Panel (SOEP) im Jahr 2006*. Berlin: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (DIW Research Notes, 14).
- Drever, A. & Spieß, C. K. (2006). Netzwerke sind bei der Stellenfindung von Migranten bedeutend. *DIW-Wochenbericht*, 73, 22, S. 327-331.
- Drobnič, S. (2003). Ties between lives. Dynamics of employment patterns of spouses. In: Heintz, W. R. & Marshall, V. W. (Hrsg.), *Social dynamics of the life course. Transitions, institutions, and interrelations*. New York: Aldine de Gruyter, S. 259-78.
- Elder, G. H. (1994). Time, human agency, and social change: Perspectives on the life course. *Social Psychology Quarterly*, 57, 1, S. 4-15.
- Ezzedeen, S. R. & Grossnickle Ritchey, K. (2008). The man behind the woman: A qualitative study of the spousal support received and valued by executive women. *Journal of Family Issues*, 29, 9, S. 1107-1135.
- Gershuny, J. (1996). Veränderungen bei der Arbeitsteilung im Haushalt. Mikrosoziologische Analysen. In: Zapf, W., Schupp, J. & Habich, R. (Hrsg.), *Lebenslagen im Wandel: Sozialberichterstattung im Längsschnitt*. Frankfurt u.a.: Campus, S. 97-124.
- Golsch, K. (2012). *Shall I help you my dear? Examining variations in social support for career advancement within partnerships*. Berlin: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (SOEPapers on Multidisciplinary Panel Data Research, 523).

- Grabka, M. M. & Frick, J. R. (2003). *Imputation of item-non-response on income questions in the SOEP 1984-2002*. Berlin: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (DIW Research Notes, 29).
- Granovetter, M. S. (1973). The strength of weak ties. *American Journal of Sociology*, 78, 6, S. 1360-1380.
- Hackel, L. S. & Ruble, D. N. (1992). Changes in the marital relationship after the first baby is born: Predicting the impact of expectancy disconfirmation. *Journal of Personality and Social Psychology*, 62, 6, S. 944-957.
- Hans Böckler Stiftung & Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (2013). *Eine ausführliche Beschreibung des Gender-Index. Gender Index – eine Landkarte der Gleichstellung in Deutschland*. www.gender-index.de/Was-ist-der-Index.pdf (Stand: 2013-03-27).
- Han, S.-K. & Moen, P. (1999). Work and family over time: A life course approach. *The Annals of the American Academy of Political and Social Science*, 562, 1, S. 98-110.
- Holst, E., Busch, A. & Kröger, L. (2012). *Führungskräfte-Monitor 2012. Update 2001–2010. Politikberatung kompakt 65*. Berlin: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung.
- Holst, E. & Schimeta, J. (2012). Top-level management in large companies: Persistent male-dominated structures leave little room for women. *DIW Economic Bulletin*, 4/2012, S. 3-13.
- House, J. S. (1981). *Work stress and social support*. Boston: Addison-Wesley.
- Janning, M. (2006). Put yourself in my work shoes: Variations in work-related spousal support for professional married. *Journal of Family Issues*, 27, 1, S. 85-109.
- Kalmijn, M. (1998). Inter-marriage and homogamy: Causes, patterns, trends. *Annual Review of Sociology*, 24, S. 395-421.
- Krüger, H. (2001). Ungleichheit und Lebenslauf. Wege aus den Sackgassen empirischer Traditionen. In: Heintz, B. (Hrsg.), *Geschlechtersoziologie. Sonderheft 41 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 512-537.
- Krüger, H. (2004). Der Institutionenansatz in der Geschlechterforschung am Beispiel der beruflichen Bildung. In: Paul-Kohlhoff, A. (Hrsg.), *Berufsbildung und Geschlechterverhältnis. Band 12, Dokumentation der 13. Hochschultage Berufliche Bildung 2004*. Bielefeld: Bertelsmann, S. 17-33.
- Krüger, H. & Levy, R. (2000). Masterstatus, Familie und Geschlecht. Vergessene Verknüpfungslogiken zwischen Institutionen des Lebenslaufs. *Berliner Journal für Soziologie*, 10, 3, S. 379-402.
- Lin, N. & Dumin, M. (1986). Access to occupations through social ties. *Social Networks*, 8, 4, S. 365-385.
- McPherson, J. M., Smith-Lovin, L. & Cook, J. M. (2001). Birds of a feather. Homophily in social networks. *Annual Review of Sociology*, 27, S. 415-444.
- Mickelson, K. D., Claffey, S. T. & Williams, S. L. (2006). The moderating role of gender and gender role attitudes on the link between spousal support and marital quality. *Sex Roles*, 55, S. 73-82.
- Mood, C. (2010). Logistic regression: Why we cannot do what we think we can do, and what we can do about it. *European Sociological Review*, 26, 1, S. 67-82.
- Ott, N. (1993). Zur Rationalität innerfamiliärer Entscheidungen. In: Born, C. & Krüger, H. (Hrsg.), *Erwerbsverläufe von Ehepartnern und die Modernisierung weiblicher Lebensläufe*. Weinheim: Deutscher Studien-Verlag, S. 25-52.
- Perrewé, P. L. & Carlson, D. S. (2002). Do men and women benefit from social support equally? Results from a field examination within the work and family context. In: Nelson, D. L. & Burke, R. J. (Hrsg.), *Gender, work stress, and health*. Washington, D.C.: American Psychological Association, S. 101-114.
- Phelps, E. S. (1972). The statistical theory of racism and sexism. *The American Economic Review*, 62, S. 659-661.
- Róbert, P. & Bukodi, E. (2002). Dual career pathways: The occupational attainment of married couples in Hungary. *European Sociological Review*, 18, 2, S. 217-232.
- Rusconi, A. & Solga, H. (2007). Determinants of and obstacles to dual careers in Germany. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 19, 3, S. 311-336.

- Schulz, F. & Blossfeld, H.-P. (2006). Wie verändert sich die häusliche Arbeitsteilung im Eheverlauf? Eine Längsschnittstudie der ersten 14 Ehejahre in Westdeutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 58, 1, S. 23-49.
- Simpson, I. H. & England, P. (1981). Conjugal work roles and marital solidarity. *Journal of Family Issues*, 2, S. 180-204.
- Solga, H. & Rusconi, A. (Hrsg.) (2011). *Gemeinsam Karriere machen. Die Verflechtung von Berufskarrieren und Familien in Akademikerpartnerschaften*. Opladen & Farmington Hills, MI: Verlag Barbara Budrich.
- Sonnert, G. (2005). Geteiltes soziales Kapital oder innerpartnerschaftliche Konkurrenz in Dual Career Couples. In: Solga, H. & Wimbauer, C. (Hrsg.), „*Wenn zwei das Gleiche tun ... " Ideal und Realität sozialer (Un-)Gleichheit in dual career couples*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 101-122.
- Statistisches Bundesamt (1992). *Klassifizierung der Berufe – Systematisches und alphabetisches Verzeichnis der Berufsbenennungen*. Stuttgart: Metzler-Poeschel.
- Suitor, J., Pillemer, K. & Keeton, S. (1995). When experience counts: The effects of experiential and structural similarity on patterns of support and interpersonal stress. *Social Forces*, 73, 4, S. 1573-1588.
- Taylor, C. J. (2010). Occupational sex composition and the gendered availability of workplace support. *Gender and Society*, 24, 2, S. 189-212.
- Trappe, H., & Rosenfeld, R. A. (2004). Occupational sex segregation and family formation in the former East and West Germany. *Work and Occupations*, 31, 2, S. 155-192.
- Turner, R. J. & Turner, J. B. (1999). Social integration and support. In: Aneshensel, C. S. & Phelan, J. C. (Hrsg.), *Handbook of the sociology of mental health*. New York: Springer, S. 301-319.
- Verbakel, E. & de Graaf, P. M. (2008). Resources of the partner: Support or restriction in the occupational career? Developments in the Netherlands between 1940 and 2003. *European Sociological Review*, 24, 1, S. 81-95.
- Verhofstadt, L. L., Buysee, A. & Ickes, W. (2007). Social support in couples: An examination of gender differences using self-report and observational methods. *Sex Roles*, 57, S. 267-282.
- Wagner, G. G., Göbel, J., Krause, P., Pischner, R. & Sieber, I. (2008). Das Sozio-oekonomische Panel (SOEP): Multidisziplinäres Haushaltspanel und Kohortenstudie für Deutschland – Eine Einführung (für neue Datennutzer) mit einem Ausblick (für erfahrene Anwender). *ASTA Wirtschafts- und Sozialstatistisches Archiv*, 2, 4, S. 301-328.
- Wallace, J. E. & Jovanovic, A. (2011). Occupational similarity and spousal support: A study of the importance of gender and spouse's occupation. *Industrial Relations*, 66, 2, S. 235-255.
- Wegener, B. (1989). Soziale Beziehungen im Karriereprozess. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 41, 2, S. 270-297.
- Wethington, E. & Kessler, R. C. (1986). Perceived support, received support, and adjustment to stressful life events. *Journal of Health and Social Behavior*, 27, 1, S. 78-90.
- Wooldridge, J.M. (2002). *Econometric analysis of cross section and panel data*. Cambridge, MA et al.: MIT Press.

Eingereicht am/Submitted on: 01.08.2012
Angenommen am/Accepted on: 19.11.2013

Anschriften der Autorinnen/Addresses of the authors:

Jun. Prof. Dr. Anne Busch (Korrespondenzautorin/Corresponding author)

Universität Hamburg
Fakultät Wirtschafts- und Sozialwissenschaften
Fachbereich Sozialökonomie
Welckerstraße 8
20354 Hamburg
Deutschland/Germany

E-Mail: anne.busch@wiso.uni-hamburg.de

Miriam Bröckel, Diplom-Soziologin

Dr. Katrin Golsch

Universität Bielefeld
Fakultät für Soziologie
(Sonderforschungsbereich 882)
Postfach 10 01 31
33501 Bielefeld
Deutschland/Germany

E-Mail: miriam.broeckel@uni-bielefeld.de
katrin.golsch@uni-bielefeld.de

Francesca Alby, Marilena Fatigante & Cristina Zucchermaglio

“Somebody is thinking about it”: Women as household managers in dual-earner families

„Jemand wird schon daran denken.“ – Frauen als Managerinnen des Haushalts in Doppelverdienerfamilien

Abstract:

In this work we focus, through a multi-method approach, on the managerial practices used by working mothers to deal with complex schedules and family needs in domestic life. We know, from previous studies, that dual earner families face substantial reorganizations of their domestic life, but there has been little research on how such reorganizations are accomplished within families.

Findings draw on different data sets (focus groups, self-report charts, naturally occurring interactions) and, overall, show the centrality of managerial practices in the everyday domestic life of this kind of families. Results also show that housework is an arena for practical reasoning and thinking, making visible, through a detailed analysis of the sequential unfolding of actions, the managerial practices used by mothers to exploit and interactively coordinate different and competing activities. Finally, we suggest that managerial practices may constitute a form of *care work* through which mothers guarantee family members' well-being.

Keywords: working mother, housework, interaction, family management, cognitive work

Zusammenfassung:

In dieser Arbeit nehmen wir mithilfe eines Multimethodenansatzes die Managementpraxis erwerbstätiger Mütter, die diese zur Bewältigung komplexer Zeitpläne und der Bedürfnisse der Familie anwenden, in den Blick. Aus vorausgegangenen Studien wissen wir, dass Doppelverdienerfamilien einer grundlegenden Umgestaltung des häuslichen Familienlebens gegenüberstehen, wobei bisher kaum darüber geforscht wurde, wie eine solche Reorganisation innerhalb der Familien erreicht wird.

Die Erkenntnisse beruhen auf verschiedenen Datensätzen (Fokusgruppen, Zeitverwendungstagebücher, Aufzeichnung von Alltagsgesprächen) und verweisen auf die zentrale Bedeutung dieser Managementpraktiken im häuslichen Alltagsleben dieser Familien. Die Ergebnisse zeigen zudem, dass die Hausarbeit eine Arena praktischer Überlegungen und Denkmuster ist. Mithilfe einer detaillierten Analyse der sequentiellen Handlungsabfolgen in der Hausarbeit werden die Managementpraktiken sichtbar, die die Mütter nutzen, um unterschiedliche und miteinander in Wettstreit stehende Aktivitäten für sich zu verwerten und zu koordinieren. Abschließend schlagen wir vor, dass diese Managementpraktiken eine Form von Care-Arbeit darstellt, durch die Mütter das Wohlergehen der Familienmitglieder sicherstellen.

Schlagwörter: erwerbstätige Mütter, Hausarbeit, Interaktion, Familienmanagement, kognitive Tätigkeit

Reconceptualizing housework

As women increasingly entered the labor market over the last decades, married and common-law couples with children had to re-arrange the amount of time allocated by each partner to paid and unpaid work.

Since the early Seventies, feminist analyses (Oakley 1974; Hochschild/Machung 1989) focused on housework as a relevant research domain in which they aimed to understand how gender inequalities are maintained and reproduced

Contesting the rigid distinction between paid and unpaid work, feminist studies have unearthed the complex and burdening quality of housework mainly carried by women.

The persistence and the width of gender inequality (Lee 2005) has been shown by the quantitative studies on the division of domestic work (see Bianchi et al. 2000, 2006; Coltrane 2000). In several Western countries (mostly in Europe and the USA), women carry the heaviest load of tasks related to household, disregarding their job status and time resources available to them. This is particularly true in the Italian context as shown by recent extensive surveys by Istat (Italian Statistical Office) in 2010¹ (on Italian dual earner couples' formation see also Lucchini/Saraceno/Schizzerotto 2007).

The employment rate among women in Italy is lower than 50% and lower than the European average (60%).

To make the situation in our country even more critical, there is a lack of policies aimed at reconciling work and family life, including part-time work and teleworking or parental leave (very little used) and public services to support families. Italy is dedicating to family policies only 1.3% of its GDP, nursery places cover only 6% of requests (see Naldini 2002). The analysis carried out by Istat (2008) found that only 42.8% of households are being "helped" in this placement activity: 33.3% of these resort to informal and families' networks, 23.9% to paid services and only 2.2% to public services.

This context contributes to the maintenance of traditional roles in couples and to a limited involvement of men in domestic and family work. Signs of change with respect to a greater male involvement and equality in the distribution of the family workload have been detected but they mostly remain at the level of beliefs and social expectations (Zanatta 2012). These surveys, conducted within the Time-Use framework (Gershuny 2000), were essential to illuminate trends and distribution of the domestic workload in different countries.²

Qualitative studies have expanded the definition of domestic and family work, focusing on the meanings assigned to it by family members. Among the most conceptually relevant results of these research activities we find: the reconceptualization of distinctions such as the one between work and leisure when applied to caregiving (e.g., can the activity "bringing the kids to the park" be labeled as work or leisure? cf. Van Every 1997) or the problematization of the clear-cut distinction usually made between paid work and housework in relation to the time and place in which they happen (e.g., where to locate a

1 In Italy, an extensive survey-based documentation of the division of domestic work between men and women in different historical periods and in different phases of the life course has been provided by three large surveys performed by Istat (Italian Statistical Office) in 1988, 2002, and 2008.

2 Activities include washing dishes, washing clothes and ironing, cleaning the house, preparing and clearing the table, cooking, purchasing, and shopping (cf. Istat 2010).

phone call from the office to the babysitter; cf. Darrah, 2007; Frissen, 2000). These and other results have fostered an interpretation of the category of housework that shows how it includes intangible features such as emotion work (DeVault, 1999), morality (Ochs, Kremer Sadlik, 2007), inter-household and intra-household relationships and responsibilities (Doucet 2001) and, particularly interesting to the aim of this article, management practices (Darrah 2007). Darrah (2007) actually argues, that management practices are so widespread and ubiquitous “that management per se becomes the content of daily life” (Darrah 2007: 268).

Examples of these often tacit management practices adopted by women are: manipulation of time use, especially in household schedules, routinization of daily tasks, synchronization of household and workplace events as well as preparation for contingency needs (Hessing 1994). Hessing (1994) also underlines the relevance of administrative purposes in women activities (such as supervision and planning assessment) besides instrumental tasks (laundry and cooking). More recent studies acknowledge planning and coordination as a household job that burdens women more than men and that often remains invisible (Lee 2005: 241).

Such insights will be developed further in this article through a multimethod, qualitative research that aims to preserve the complexity of the phenomenon. This methodological triangulation (Denzin 1978) also strengthens our interpretations and the validity of our findings.

In particular, we will analyze domestic work from three complementary and mutually enriching sets of data, asking different kinds of research questions:

- 1) Focus groups allow us to analyze how working mothers talk about their everyday family life and activities. Which are the most demanding tasks from their perspective? Do the categories employed by surveys represent well the work that they do at home?
- 2) Self-reported charts of working mothers’ daily activities allow us to analyze time management strategies. How do mothers routinely allocate their activities of domestic work? In what ways are such tasks accomplished within the constraints of a daily schedule? Does this routine allocation of daily activities reveal certain management strategies of domestic work?
- 3) Naturally occurring family interactions video-recorded at home allow us to analyze the actual management practices of working mothers and their moment-by-moment unfolding. How is such managerial activity accomplished to deal with concurrent flows of actions and temporal constraints?

The article will address these issues focusing on the point of view of working mothers, thus suggesting one of the possible narratives of domestic life. This selection sheds light on activities and meanings considered relevant by women, obscuring others that may emerge listening to the stories of men. The literature has in fact shown how men and women differ in their reporting of the allocation of the domestic tasks (cf. Kamo 2000; Geist 2010).

Methodology

Data corpus

The paper analyzes data from two studies.

The first study involved 15 working mothers³ belonging to dual-earner families, and was conducted using focus group interviews led or simply prompted by a researcher, concerning matters related to the organization of everyday family life (cf. Zuccheromaglio/Alby 2014). We realized five focus groups, each consisting of three participants.⁴ The focus groups were video-recorded and transcribed verbatim. The participants live in Rome, Italy. Both members of the couples work full-time⁵ outside the home and have at least one child under the age of 10. They range in age from 37 to 50 years and they have from one to three children (the age range of the children is from 2 to 13). The families can be considered as middle class in terms of income and education. Their job status can be generally defined as professional, such as doctor, lawyer, secretary, professor, and accountant. Participants were asked to report how their everyday routines were changed after the birth of their first child. To solicit a mother's participation, we provided a list of topics which included domestic chores (house cleaning, grocery shopping, management of maids or caregivers, small repairs), childcare (preparing meals, putting children to bed, dressing them, child transportation, homework, and healthcare), social relations (extended family, children's friends), financial management, and amusement (play, TV, vacations, relaxation, sport).

The second study (drawn upon the ICELF database – Italian Center on Everyday Lives of Families⁶; cf. Pontecorvo 2006; Giorgi/Pontecorvo, 2009) is an ethnographic study involving eight Italian working families, all living in Rome.⁷ This was part of a larger international project on family life in Italy, Sweden and the United States, whose overall aim was to identify what strategies dual-earner families used to adjust to work and family demands in their everyday life (Ochs, Kremer-Sadlik 2007; 2013). For the aim of this paper, we analyzed data from self-reported charts of each mother's daily family activities and video recordings of family interaction at home. Self-reported charts consisted of blank sheets divided into seven weekdays and each day into three parts (morning, afternoon, and evening). Mothers were asked to fill out the children's and their own daily activities for a typical week. Video recordings were taken twice a day, during, respectively, two weekdays and during part of the weekend. Video-recorded interactions were entirely

3 Interviewees were selected by means of informal contacts among the group of mothers whose children attended the same kindergarten of one of the researchers.

4 Focus groups were preferred to individual interviews because of their potential for exploring how meanings are negotiated and co-constructed by participants through analysis of their interactions. As Wilkinson (1998) argues, focus groups ensure, more than one-to-one interviews, that priority is given to the respondents' frameworks for understanding the world, diminishing the researcher's power at the data collection stage.

5 In Italy, working hours for full time jobs range from 35 to 40 hours a week.

6 See: <http://icelf.weebly.com/>.

7 Parents who volunteered to participate responded to ads and flyers distributed in schools.

transcribed using Gail Jefferson's conventions (Sacks/Schegloff/Jefferson 1974). The age of working in the ICELF study ranged for mothers from 34 to 47 years and for fathers from 39 to 55 years. Each family had two children (10 girls and 6 boys) with at least one child between the ages of 8 and 10, and their status (based on information about education, job and income) was middle class for 7 out of 8 families.

Data analysis

1) *Focus groups*. Researchers repeatedly read the transcripts. They did not start the analysis by making use of predefined categories, but by actually identifying those sequences in the mothers' discourses in which they talked about their domestic work management practices. In these sequences, the analysts identified the language and discursive constructions that the mothers used to account for their activity and role in the housework (including both household labor and childcare). Themes and repertoires (Potter/Wetherell 1987) that turned out to be the most recurrent were selected and discussed in depth.

2) *Self-reported charts*. We examined eight mothers' charts. Researchers analyzed the distribution and scheduling of activities marked by the participants in relation to daily and weekly time.

3) *Video-recorded interactions*. Within the ICELF corpus we selected one episode in which a family returns home at the end of the day. The Mari family, which we will analyze here, represents well a frequently observed pattern of interaction in which the mother displays a high level of managerial responsibility for the sequential and temporal unfolding of many and concurrent domestic activities. A full sequence developing across the first three minutes after the family has returned home is analyzed in detail, on a turn-by-turn basis, according to the principles of Conversation Analysis (Sacks/Schegloff/Jefferson 1974)

Results

Working mothers as managers of family life

All the working mothers referred, in talking about their experience and their role in the organization of household and family labor, to activities such as monitoring, scheduling, planning and orchestrating activities. They reported to be in charge of such activities to "organize" their family life and they described them in different ways.

"Being a manager". Some working mothers explicitly labelled as 'managerial' the kind of work they do in organizing family life, as Sofia puts it.

Excerpt 1:

Sofia: "I turned into, after the children's birth, a real manager (...) we have an organization that is absolutely Teutonic".

Sofia accounts for the reorganization of her personal identity that has followed the birth of her two children by choosing the label of a “real manager”. In so doing, she indexes a collection of characteristics routinely associated with the managerial identity, among which efficiency plays a central part. The metaphor she uses for describing the reorganization the whole family (“we have”) underwent as “Teutonic” can also be interpreted within this category: common stereotypes about German are, in fact, that they are efficient and rigorous.

Efficiency, then, is the criterion that, according to her and other mothers’ perspective, informs the practices adopted by the family to meet their daily commitments.

The very same choice of the term “manager” frames their household activities within an economic ideology. As Hochschild (1997) already pointed out, the borders between workplace and family realm are often blurred, allowing that economic vocabulary and practice cross into private life.

Other working mothers in the focus groups describe a particularly absorbing engagement that requires the maintenance of an *inventory* of the needs and activities of all family members. This can be seen in the case of Piera, shown in Excerpt 2, who describes herself as being involved in an ongoing monitoring of her three children’s needs.

Excerpt 2:

Piera: “(...) the organization of the day is this one. I mean-I mean in the morning I prepare the meal for that one ((one of her three children)) who has to come back from school and when he comes back there’s nobody ((at home)) I accompany the youngest one, I go to the office, after that I come back to pick her up, or if I have to stay longer ((in the office)), well maybe my son goes. If in the afternoon he has to go to sport I accompany him. That’s the young one. The old one now is autonomous: so one just has to pick him up maybe in the evening if it’s late, at that time though maybe my husband has come back so maybe he intervenes...”.

Monitoring the details required from each family member’s activity to meet external demands (such as entering the school or the sports lesson with full equipment), communicating with other household members about the timetables of these activities, and supervising the different schedules to see if they need to be changed are among other activities listed by mothers in the focus group, which can be interpreted as part of their managerial work in the economy of the family household.

Managing family life by means of all these activities is described as a demanding task, identified by a mother as “to carry the burden of the organization”; what is tiring is not so much its practical accomplishment but the cognitive work involved.

Thinking ahead and remembering. The cognitive effort of managing family life is the feature reported as mostly tiring (cf. Excerpt 3).

Excerpt 3:

Piera: “my most tiring task is, in my opinion, exactly this mental job ((literally ‘head job’))...the physical work, you do it, you can do everything all in all”.

Sara: “concerning the energy I spend for the organization, it is mentally very burdening, I mean, I feel it heavy on my shoulders”.

Such work is also described as “a mental thing” (Lee 2005) or as “thinking about things”. Remembering things to do is among the cognitive activities that working mothers consider as mostly challenging and unshared. They report carrying out the cognitive task of remembering (objects to bring, appointments to be made, schedules to follow, deadlines, etc.) for everyone in the family.

Commenting on something previously said by Elena, Sara, for instance, underlines that the effort does not reside in going to buy the milk but in remembering to do it (cf. Excerpt 4). She presents herself as the one who, willingly or not, holds the most responsibility in getting things accomplished; she does so by remarking that she often has to call her husband to remind him what to do with the kids, such as washing them.

Excerpt 4:

Sara: “(...) when you talked about the milk, right? I mean, that is what bothers me, it’s not that much the effort of carrying the bags”.

Elena: “it’s the fact that you cannot forget it”.

Sara: “right”.

Elena: “it’s the fact that if you don’t think of that...”.

Sara: “exactly, it’s the fact that I cannot forget it, I mean I cannot forget the fact that in the evening the girl has to be washed. If I one day ... it happens several days for me to come back at home at nine, I mean... (...) if I come back at home at eight and the girl has not been washed, it can be fine once that she is not cleaned, but for me ... I cannot help but to think of it, right? I mean I have to call and tell him ‘did you shower the girl? Did you give her a bath?’”

Sara’s formulation ‘I cannot forget it’ underlines that the daughter’s hygiene is an obligation that has a different moral relevance for her and for her husband (Fasulo/Loyd/Padiglione 2007; Ochs/Kremer Sadlik 2007). Such hygiene needs to meet certain standards (a daily bath) that she sets and to which the husband attends on her requests. Again, even if the father gives the baby a bath, the mother is responsible for imagining and planning such an action and for its accomplishment. The distinction between task accomplishment and task responsibility (Gangong/Coleman, 1999; Leslie/Anderson/ Branson, 1991) allowed capturing that mothers often manage domestic labor and childcare without executing directly the tasks. In fact, they also carry responsibility for the household when other family members execute the tasks (Doucet 2001; Daly 2002). As in Sara’s example, when fathers display responsibility for a specific task, mothers are often still responsible at a more general level for the larger project or the entire procedure (Gottzén/Good 2010).

Another mother, Rossana, reports that taking her son’s bag on the way to the gym is an activity relying totally on her memory (cf. Excerpt 5). Such a task is so invisible to her son and husband that, if she was not there, they would go to the gym without it.

Excerpt 5:

Rossana: “on Friday, he ((the husband)) was the one who had to go with him ((the child))... it was an exceptional case... the child goes to karate...I prepared the-the bag, the backpack, everything...I put it in front of the door ready to go (...) they got to the gym and realized that they hadn’t the bag! Because no-

body ever cares about it, right? of .. of carrying it... my son, it's mother who carries it ((for him)), the husband by now ...”.

These episodes show that there are cognitive activities (such as remembering) involved in family work management that heavily impact on working mothers' workload. These activities are usually neglected in survey studies, even if they have, from the mothers' perspective, an essential role in allowing the family organization to run in a smooth and efficient way.

Planning and orchestrating. Working mothers framed planning as another activity through which household management is accomplished. Women talk about preparatory work that concerns many areas of family life and that enables her to have other tasks accomplished later. Piera describes it as a work that mostly happens “in the backstage”, and which, being invisible, gives the impression that ‘things take care of themselves’ (cf. Excerpt 6). In another section of her comments, Piera refers to this work as a ‘mental work’, considered as something that happens ‘within the skull’ and, therefore, not observable by others. Piera complains that, due to its invisibility, this work is not acknowledged as having a true work status by the family and by society.

Excerpt 6:

Piera: “...it seems that things take care of ...one doesn't understand that there is a backstage work...if things go in a certain way, they don't take care of themselves, right? There is somebody who takes care of them, right? Somebody is thinking about it...and I believe this is not understood”.

Another reason for the little visibility of such backstage and orchestrating work is that it can be separated from direct execution of activities. We see an example of such a distinction between activities of orchestration and accomplishment of practical tasks when Sofia chooses things to buy at the supermarket and makes the order through the website. It is the husband, though, who later collects the grocery (cf. Excerpt 7).

Excerpt 7:

Sofia: “(...) I get up and begin to prepare breakfast for everybody then I give a very fast glance at the shopping list and make the bookings ((on the web)), because he has the Coop ((supermarket)) right down from the office, so when he leaves he gets it and brings it ((=the grocery)) home ... But I have to remind him ... sometimes he does it by himself...but you can't rely on it”.

Also, in this case, even if the father accomplishes the grocery shopping, Sofia does preparatory work which consists of not only checking the food at home and then placing the order, but also of activities such as monitoring the alimentary needs and preferences of family members or imagining and projecting possible meals to prepare; activities that, at a more general level, require, among other things, a work of continuous evaluation of others' needs and an anticipation of possible courses of actions (hypothetical meal plans).

The planning behind this task accomplishment is cognitively complex (more than just picking up the groceries), progressively built over time through everyday interactions, and sustains the accomplishments of following more circumscribed tasks, such as occasional grocery shopping.

Overall, the analysis of the descriptions and accounts provided in the focus groups shows how the working mothers emphasize, rather than the practicalities conventionally associated with housework, the activity of management and orchestration of household labor and childcare. These practices are described as mostly cognitive, including planning, supervising, monitoring, and orchestrating. Furthermore, they are described as a burden on their shoulders in distinctive ways as compared with other family members and, notably, their spouses.

In the next section, we will triangulate (Denzin 1978) the analyses of the interviews with different sources of data, which provide a window into the management practices carried out by working mothers from a different, although comparable, set. We will examine how the working mothers participating in the ICELF ethnographic study mark their activities across the day and the week and we will select, from this ethnography, one case study to show how the management practices develop and can be followed on a turn-by-turn basis by analyzing in depth the family interaction recorded at home.

Task organization in mothers' self-reported charts

Self-reported charts completed by the working mothers in the ICELF ethnography, give a graphical representation of both the variety and the "density" of activities occurring within a certain space of time, and provide a window into how the eight working mothers scheduled their household activities according to time constraints.

Overall, the ICELF mothers exploit time opportunities between activities. Their charts display what Darrah (2007) defines as "*chunking*" of activities, i.e. the practice of "breaking activities into constituent parts or modules" which, he conceives, is "an adaptation to the absence of longer periods of uninterrupted time" (2007:266). By exploiting interstitial times, mothers seem, then, to opt for a practice of condensing and "packaging" most activities in a narrow time, which as it has been described, is a tool to enhance efficiency (see references in Gillis 2001; Southerthorn 2003). An example of such usage of interstitial times is the mother in the Giti family⁸ (cf. Tab.1), who stretches the time after Wednesday dinner (she goes to bed earlier during the other days of the week) to do domestic chores (ironing), while watching TV at the same time. Moreover, she engages in activities (laundry, dinner preparation, washing dishes) that happen between main family events (such as dinner).

Table 1: Self-reported charts of Giti mother during the evening of a workday

	Mother
Wednesday evening	18.30-19.00: I play with B. (daughter)
	19.00-20.00: I make dinner
	20.00-21.00: dinner and washing dishes
	21.00-23.00: I iron with TV
	23.00-23.30: TV
	23.30: I go to bed

8 All names have been changed.

Another example is provided by the extract from the Ripe mother's chart (cf. Tab.2): when the family returns home, she orients to both house-care (tidying up/dinner preparation) and childcare (homework).

Table 2: Self-reported charts of Ripe mother during the evening of a Sunday

	Mother
Sunday evening	18.00: back home/I tidy up
	18.30: homework
	19.00: I prepare dinner
	19.40: we have dinner
	20.30: I plan our next week
	21.30: kids go to bed
	22.00: TV
	23.30: to bed

Data like these show how working mothers engage, within a very short time, in several activities related to both household chores and childcare. Other charts show how they are able to schedule childcare-related activities (such as returning home to have lunch with the kids, bringing the kids to the dentist or to sports) in-between their office hours (e.g., during lunch break). Given the task to which the working mothers responded (i.e., marking and allocating activities to time slots during the day), charts leave activities such as planning, monitoring, and remembering – which working mothers in the first study identified as central in their domestic workload – obscure. One exception is provided by Ripe mother's chart shown above, when she quotes “20.30: I plan our next week”. The opportunity to shift rapidly from one activity to another (sometimes distant in place), or to address concurrently different household demands require, though, a great deal of management and orchestration, if we consider that it is done as part of the routine accomplishment of “doing family” (Aronsson 2006).

In order to provide a detailed analysis of how the concurrent management of different activities can be enacted, we chose to select one episode from the corpus of video-recorded family interactions, which finely captures a time when many tasks need to be concurrently accomplished; this is the family homecoming, described as a particularly stressful moment in the family agenda (cf. also Gottzén/Good 2010; Rönka et al. 2010). Managing the family organization as family members re-enter the domestic space together is pivotal in this case.

In what follows, we will focus on such a “critical” time, analyzing its interactional and practical unfolding.

Management practices in naturally occurring interactions

The availability of a corpus of video-recorded family interaction at home provided us with the unique opportunity to observe the fine details of how everyday family activities get done. Compared with what working mothers tell us about their daily schedule inside

and outside the home, ethnographic observation and video-recording can provide clues on how management activities are enacted in daily family life.

The following three-minute episode is taken from the video-recording taped at home in the Mari family on one Sunday evening. The Mari family is a middle-class family composed of four persons: mother, father, and two children (Livia, 13 years old, and Carlo, eight years old). Both mother and father are academic professors, and travel during the week because they teach in other cities. Part of the housework is outsourced to a housemaid for 35 hours during the week. The housemaid does not specifically take care of the children, although she may monitor them when she is home during the afternoon. Frequently, due to their – and their children’s – engagement in outdoor sports (such as skiing or sailing), the Mari family leaves the city for the weekend and return home on Sunday evening. This was also the case on the Sunday during which researchers video-recorded the family interactions at home.

The episode starts at about 8 p.m. as the family has just returned home from the weekend trip (to the seaside). Also, the grandmother is occasionally present at home. Researchers filmed the family participants as they stepped into the house and started to arrange plans for the dinner and other activities.

Excerpt 8: Sunday evening – returning home

Excerpt 8a: ((in the kitchen))

Participants: father (Anton), mother (Gioia), Carlo (eight years old), Livia (13 years old)

((mother, father and Carlo enter the kitchen))

- 1 Father we’ll eat something quickly and then we go to bed uh? [()]
 2 Carlo [(okay),
 3 (2.0) ((mother trashes a bag))
 4 Father [()]
 5 Mother: [Livia= Carlo= no
 6 Carlo I go to bed
 7 Mother Carlo don’t: you don’t ha[ve to go to bed
 8 Carlo [I am I-
 9 Mother dad has -
 10 Father what do you do? what do you do ((probably to Carlo))
 11 Mother come sweetheart. (.) you have to do a little [bit of homework
 12 Father [you have to do homework and (wait)
 13 Mother come with me. so that we do a bit of homework (1.0)
 14 and while we prepare something to eat , (.) and. (1.0)
 15 Carlo ’ll cook!
 16 Mother no you have to do a little bit of ho:mework< ((slightly smiling)) come with me
 17 ((gently pushing Carlo toward the living room))
 18 Carlo yes
 19 Mother where is your bag

((Mother and Carlo walk together through the corridor))

Family homecomings have been documented as complex events jam-packed by several, often pressuring and competing needs (Arcidiacono 2007; Campos et al. 2009; Ochs et al. 2010). Parents and children may feel compelled to attend to different activities (according to their own agendas of priorities) and, then, convergence of interests and attention may

be difficult to achieve. The father's turn, here initiating the sequence, appears as an attempt to set an overall agenda for all the family members: namely, having something to eat and going to bed (line 1). He uses a general, impersonal form (*si mangia*, literally "one should eat"), thus imbuing his proposal with a prescriptive, normative tone. The proposal is immediately met and replied by Carlo (eight years old), who is within earshot of his father speaking and aligns with one part of the father's suggestion (he agrees to go to bed; lines 2, 6). At this point, his mother intervenes, hurriedly (lines 4-5) correcting the father's proposal (see line 10) and stopping the young child from going to bed (line 7). Instead, the mother tells Carlo (lines 11, 13) to do his homework.

The recall of the child's homework introduces a further demand in the complex management and timing of the family agenda. Attending to homework is set as a child's priority over eating, and motivating him to do his homework also affects the parents' priorities (or, at least, the mother's). Childcare activities – here meant as monitoring and assisting the children in some of their duties – must run concurrently, then, with dinner preparation and eating. It should be noted that, whereas activities such as eating and sleeping, invoked by the father, are occasioned by the present moment and needs (i.e. the end of the day), the activity recalled by the mother is displaced in time; it is rooted in the past – referring to homework that was likely left unfinished over the weekend – and projects into the future – referring to homework that need to be accomplished for the day after. Remembering (what has been left to be done, what has to be done) is then key in managing and orchestrating the family activities when competing tasks (here, having dinner and doing homework) need to be done. The father cooperates (lines 10, 12), aligning with the mother in pushing the child's attention toward the new demand.

The mother's contribution is not only limited to reminding the child of what he has to do, but also includes her active participation in setting the conditions for her son to attend to his task and, later, helping him herself (something we do not cover here in the analysis). After being assured that the child complied with her advice (line 18), the mother prompts him to look for the tools and materials he needs, i.e., his schoolbag. The video camera now follows mother and child in the living room and, then, into the child's room:

Excerpt 8b: ((in the child's room))

- 22 Mother dear go and take your bag though. I think it's in your bedroom let's see a little,
 ((Carlo walks out the room into the corridor, toward the kitchen, Mother goes toward the child's
 bedroom))
- 23 Mother no=no I think it is here in the bedroom Carlo
- 24 (2.0)
- 25 Carlo no it's::: here I 'd say my [bag
- 26 Mother → ((from the bedroom) [CARLO it's HERE INDEED ((she takes the bag and carries it))
- 27 as I told you:,

The mother engages in a series of actions aimed at obtaining the child's availability and full engagement in the homework activity: she solicits the child to look for and find his bag, offering prompts on where it might be (lines 22, 23) and eventually finding the bag herself. Contrary to the child's expectation, his mother is the one who correctly remembers where the bag had been left. Thus, she demonstrates a full understanding of the

child's domain and actions, both those that have yet to be done and those that have been accomplished (such as putting the bag somewhere).

As the episode unfolds (see excerpt 8c, lines 45-50 below), we see the mother fully involved in Carlo's homework, e.g., helping him orient toward the task, monitoring his movements and tools, arranging for him the space and tools to work, preventing him from being distracted. In sum, she acts as "scaffolder" enabling the child's full engagement in such an activity.

At the opposite side of the house, in the kitchen, the father is busy arranging the food for the dinner. Grandmother and Livia are also there, bending over the sink where grandma is cleaning some fish they apparently brought from the seaside trip. When the mother enters the living room with Carlo's bag in her hand, the father summons her from the kitchen.

The availability of two video cameras that followed both parents allowed us to track the actions that each of them was concurrently doing: the father looks at the fridge once, he takes some food (mostly cheese) out and puts it on the table. Then, he orients to the fridge again, at which point he summons the mother.

Excerpt 8c: ((in the child's room))

- 33 Father Gio'?
- 34 Mother yes Anton ((bending on Carlo's bag)) I COME SO: on as I j[u:st
35 Anton I()
36 Mother I set him to do his history homework ((she pulls Carlo's notebook out of the bag)) come
((to Carlo, she opens the notebook and places it on the desk))
37 (3.0) ((Carlo walks away from mother and he cannot be seen by the video camera))
(...)
45 Mother take it. ((moving the notebook toward Carlo))
46 Carlo shall I (si[t]?
47 Mother [do you need to go pee before?
48 Carlo yes
49 Mother so go pee come on, (1.5) run
50 Carlo (all right) ((exiting the room))

In responding to the father, the mother seems to *frame* the activity in which she is involved as something she actively promotes and monitors ('I set him to do his history homework'); in so doing, she holds herself publicly accountable for the child's actions. Also, she informs the father about the type of activity (the *history homework*, *ibidem*) which the child needs attending, working then as a family (loud)speaker, i.e., self-selecting as the voice by which family members are kept publicly informed about each other's actions.

While putting the father's summon on hold, the mother maintains her attention on the homework activity, orienting the child's attention toward the notebook, monitoring his physical arrangement⁹ and checking whether the child needs to attend to other (physical) needs, that might possibly compete with the accomplishment of his homework.

The father summons the mother again 10 seconds later, as he completes his task with the towels and orients again to the fridge:

9 This implies that she is keeping track of the child's physiological rhythms and anticipates the consequences of potential gaps and time mismatches in them.

Excerpt 8d: ((in the bathroom// corridor))

((Mother is in the bathroom attending to the child))

71 Father (fa) Giò? ((to Mother))

72 (9.0) ((Father opens the fridge and bends over it))

((hearable conversation between Mother and Carlo from the bathroom))

73 Father Giò? ((he closes the fridge))

74 Mother yes, Anton

75 Father → ((standing close to the fridge, looking toward Mother's direction))
didn't you say th[a:t

76 Carlo [ah::: ((talking from the bathroom))

77 Father . you 'd co[ok a:: vegetable=something.

[(the steps toward the kitchen's thresholds, looking toward the corridor))

78 Mother the[re should be some toma[toes,

[(Father makes few steps toward the corridor))

79 Carlo [aaa:, ((as if whining))

80 Father [there's nothing here.

[(he turns back and steps back to the kitchen))

81 Carlo (whining) o ()

82 Mother ((exiting the bathroom)) I- I left Priscilla the money I told her to buy them. ((walking rapidly
from the bathroom to the kitchen))

83 (1.0) ((Mother enters the kitchen))

84 (2.0) ((Father is looking into the fridge, Mother comes close to him and starts looking, too))

85 Father I don't see them

(...)

The father has found out that, contrary to his expectations, there is nothing ready in the fridge. In reminding the mother what she had apparently said ('*didn't you say*', line 75), he is holding her accountable for providing the food for dinner. The mother immediately responds, firstly noting what there is in the fridge that could be prepared for dinner and then, when the father denies, she explains that she told the housekeeper to buy some food.

The mother's account sheds light on how she cultivates a domestic responsibility that extends beyond the strictly domestic sphere (see Doucet 2001 on responsibility in the maintenance of the connections to the social network of help surrounding the family).

The mother is then addressed and treated as a point of reference and coordination at the crossroads of different activities as well as different interlocutors, as is visible in the fact that, although interacting with the father, she does not stop to be summoned by the child, from the bathroom.

Ultimately, we include the last lines of the episode, providing a window into how the problem, now presented to both the mother and father, is eventually solved.

Here, the mother looks at the fridge and describes to her husband what is in there.

Excerpt 8e: ((in the kitchen))

96 Mother there are () (),

97 (1.0) tomatoes, (0.6) these are the little, and these are the big ones.

98 Father . she didn't cook anything then.

99 Mother she did not.

100 Father didn't she say that she would have cooked something.

101 didn't she like it?

102 Mother she did not. there are.

- 103 there's the ha:m, (0.4) there's th[is pa:sta,
 104 Father → [() how can we cook now.
 105 Carlo [h hh h. ((mimicking something between a cry and a laugh))
 106 Father → [(do you want me) to cook pasta or not.
 107 Carlo [mom what do I have on my leg?
 108 Father → as you like.
 109 Grandma I start cooking a bit of fish (+ dim) meanwhile.
 110 Father [() ((turning to Grandma))
 111 Carlo [mQ:::mmy:::
 112 Mother there are::: a bit of cheese,
 113 Father → I cook pasta then.
 114 Mother → cook the pasta ok.
 115 Father → I cook the pasta.
 116 (0.4) ((Mother walks toward the kitchen thresholds))
 117 Father both of them or just one.
 118 Mother do one.

((Mother reaches Carlo in the bathroom))

Compared with the father's statement (line 80, excerpt 1d) that there was "nothing", the mother lists different kinds of food that may provide viable options – in the absence of the expected one – for making dinner. Here, it seems that the mother is more able to re-arrange configurations of objects, displaying what Goodwin (1994) labels as "professional vision", i.e. the ability to see things in a way that supports specific actions and purposes, a way that may be unachievable for those who are novice or peripheral within a specific domain. The mother's ability in "reading the fridge" and providing a list of items that may serve as viable options for making a dinner suggests a practical competence (cf. Scribner 1984) which the mother develops and that positions herself as the primary authority in interpreting the situation and choosing among possible courses of actions/solution.

This practice of management of food provision is clearly different from the activity of cooking, traditionally associated with domestic work. While the mother engages in a search for a solution, the father rhetorically sustains a complaint (sequence 98-104) against the housemaid, who failed to adhere to the directions of buying and cooking something for the family.

Although acknowledging the failure, the mother does not push further the complaint; on the contrary, she continues to list the food options available in the fridge, orienting toward the accomplishment of the practical aim of cooking dinner. After having expressed his doubt about the possibility of cooking at all (line 104), the father launches the hypothesis of cooking pasta (line 106), and he does so by asking the mother whether she wants him to do this (lines 106, 108). Thus, he still holds her as *principal* (Goffman 1959) of the decision, i.e., the one who can legitimately allow and decide a certain course of action. The mother does not respond and continues listing, until the father, a few lines later, gives his choice (line 113), and obtains ratification from his wife (line 114).

The father's initiative resulted, then, from a long exploration in which the mother has been fully involved, addressed as the knowledgeable participant and ultimate supervisor. This is also demonstrated by the final question uttered by the father in line 117.

To sum up, the excerpt shows a case in which the couple – at the beginning of the episode – seems to distribute equally the family tasks: on the one hand, the father, with the

grandmother, takes care of the cooking, and on the other hand, the mother takes care of the children. However, a detailed analysis of the sequential development of the activities shows that the mother is ultimately regarded as being also responsible for managing the domain of food provision and preparation.

Moreover, the sequential analysis of the courses of actions performed by the mother and father within the same span of three minutes shows a different rhythm in the development of their action. The mother's actions, developing across three minutes, include her performing quite a range of activities in different domains (monitoring both children's homework, assisting Carlo in the bathroom, "reading" the fridge and participating in decisions about dinner preparation), moving across the apartment (in and out of four rooms), and interacting with all the other family members and actively orienting their behaviors too. In comparison, the father's action develops with a slower rhythm, focusing on one single domain (dinner preparation), and does not involve the concurrent execution of complex interactional work.

Being addressed as "the manager" of household domains implies that the mother must remember things, remind people what they ought to do, maintain connections with the outside resources, and constantly monitor a family agenda. Even when the father nominates himself as the main agent who fully delivers a choice he made, he asks for – and receives – ratification from the mother, who figures then as the ultimate mentor of the decision-making process. We believe that this excerpt provides an opportunity to detail the range of complex social and psychological activities, many of them concurrently pursued, that might account for what mothers – in the focus groups – labeled as the "cognitive load" of their management practice of domestic work.

In particular, the obligation to "never forget" that mothers in the focus groups claim as being invariably associated with their role (and reported as the most burdensome job), is displayed in the interaction as the mother's constant activity of monitoring the agenda of the whole family in the past, present, and future.

Concluding remarks

In this paper we described the relevance of managerial practices in working mothers' perceptions of housework, comprising both domestic chores and childcare. Management activities have been accounted for as central for the everyday organization of a dual-earner family life. Our study has attempted to detail the elements which these managerial practices are made of, and has offered an instance in which they could be observed in action. In line with the epistemological principles of qualitative research, our aim is not to generalize the results but to contribute to detailing the categories with which to look at the domestic and family work taking into account the perspective of family members (Medved 2004).

Our results can be discussed within three different main themes.

- 1) *Housework as an arena for practical reasoning and thinking.* Reframing the common sense idea of housework as a set of merely 'brainless' and simple tasks, we suggest re-conceptualizing dual-earner families as the locus of complex practical reasoning and ac-

tion. Through a close analysis of discourses generated in focus groups with working mothers, and by means of a sequential analysis of naturally occurring practices in a busy home, we showed that there is cognitive work (planning, remembering, thinking ahead) that constitutes the most challenging and complex part of a mother's job. Besides the accomplishment of material tasks, this work needs to be taken into account when we talk of 'housework'. Practices implied by this cognitive work are not easily captured by the traditional categories used to conceive housework. On the contrary, they recall what has been described within ethnographic studies of workplaces and centers of coordination (Suchman 1997) as "practical thinking" (Scribner 1986).

In time-critical situations characterized by many, possibly concurrent, flows of activities, at home as in the workplace, managerial practices seem to play a relevant role in the coordination and the actual accomplishment of action.

2) *Management practices: from work to home or vice versa?* In the detailed analysis of a video-recorded family returning home, we showed an example of how mother's managerial work could be accomplished. We observed the mother handling several and concurrent domains of activities: she matches demands of competing schedules, remembers things to do for all in the family, anticipates and plans courses of actions, monitors family needs, facilitates the flow of information within the family. In so doing, she presents herself as always accessible to family members, while sustaining with competence the unfolding of the overall family work. In the analysis of the self-reported charts, we were able to show how mothers engage in "interstitial" actions placed between main family events; if consistent, this could be seen as a time-saving strategy that allows them to accomplish more within a limited span of time. This finding matches the results of studies on other mothers' strategies such as multitasking and intra-household and inter-household mobility (cf. Cekaite 2010; Good 2009). Other studies (Darrah 2007) noted how efficient use of time and energy or productivity seems to drive the management of activities in the workplace as much as at home. Our research participants were lawyers, secretaries, and accountants, and their jobs were arenas where they experience practices and ideologies that may instruct them to manage busy agendas. Managerial practices and expertise are likely to be applied and cross-transferred in both settings, from workplace into home and back. Further studies may involve also non-working mothers and part-time working mothers to investigate whether there is a direction in this path and whether household settings could be the places in which mothers develop expertise on managing and organizing that are then applied elsewhere.

3) *Managerial practices as care work.* Managing and orchestrating family life – sometimes remotely from the office – becomes an important form of family care in situations in which mothers dedicate most of their time, and their physical presence, to paid work outside the home (Schneider/Waite 2005).

Within the wider socio-cultural scenario, working mothers' managerial practices may also interpret and enact a form of care work that is not tied to physical accessibility (Hays 1996), but to remembering, planning, and coordinating family life. "Thinking family", keeping family needs in mind all the time, is, in this hypothesis, a possible way for mothers to take care and guarantee family members' well-being. Further developments of our study will consider the couple level, examining together fathers' and mothers' accounts

for the organization of domestic work and their participation in it. This will deepen our knowledge of both partners' involvement and perspective about the accomplishment and development of a family project.

References

- Arcidiacono, F. (2007). L'osservazione dei rientri a casa: studio etnografico della vita quotidiana in famiglia. *Rassegna di Psicologia*, 14, 2, pp. 155-174.
- Aronsson, K. (2006). Doing family. An interactive accomplishment. *Text and Talk*, 26, 4-5, pp. 619-626.
- Bianchi, S. M., Milkie, M. A., Sayer, L. C. & Robinson, J. P. (2000). Is anyone doing the housework? Trends in the gender division of household labor. *Social Forces*, 79, pp. 191-228.
- Bianchi, S. M., Robinson, J. P., Milkie, M. A. (2006). *Changing rhythms of American family life*. New York: Russell Sage.
- Campos, B., Graesch, A. P., Repetti, R., Bradbury, T., & Ochs, E. (2009). Opportunity for interaction? A naturalistic observation study of dual-earner families after work and school. *Journal of Family Psychology*, 23, 6, pp. 798-807.
- Cekaite, A. (2010). Shepherding the child: Embodied directive sequences in parent-child interactions. *Text and Talk*, 30, 1, pp. 1-25.
- Coltrane, S. (2000). Research on household labor: Modeling and measuring the social embeddedness of routine family work. *Journal of Marriage and Family*, 62, pp. 1208-1233, DOI: 10.1111/j.1741-3737.2000.01208.x
- Daly, K. (2002). Time, gender, and the negotiation of family schedules. *Symbolic Interaction*, 25, 3, pp. 323-342.
- Darrah, C. N. (2007). The anthropology of busyness. *Human Organization*, 66, 3, pp. 261-269.
- Denzin, N. K. (1978). *The research act: A theoretical introduction to sociological methods*. New York: Mac Graw Hill
- De Vault, M. (1999). Comfort and struggle: Emotion work in family life. *Annals of the American Academy of Political and Social Science*, 561, 1, (*Emotional labor in the service economy*), pp. 52-63.
- Doucet, A. (2001). "You see the need perhaps more clearly than I have": Exploring gendered processes of domestic responsibility. *Journal of Family Issues*, 22, 3, pp. 328-357.
- Fasulo, A., Loyd, H. & Padiglione, V. (2007). Children's socialization into cleaning practices: A cross-cultural perspective. *Discourse & Society*, 18, 1, pp. 11-33
- Frissen, V. A. J. (2000). ICTs in the rush hour of life. *The Information Society*, 16, 1, pp. 65-75.
- Gangong, L. H., & Coleman, M. (1999). *Changing families, changing responsibilities: Family obligations following divorce and remarriage*. Mahwah, NJ.: Lawrence Erlbaum.
- Geist C. (2010). Men's and women's reports about housework. In: Treas, J. & Drobnič, S. (Eds.) (2010), *Dividing the domestic: Men, women, and household work in cross-national perspective*. Stanford: Stanford University Press,
- Gershuny, J. (2000). *Changing times: Work and leisure in post-industrial society*. Oxford: Oxford University Press.
- Gillis, J. R. (2001). Never enough time: Some paradoxes of modern family time(s). In: Daly, K. (Ed.), *Minding the time in family experience: Emerging perspectives and issues*. Amsterdam: Elsevier, pp. 19-36.
- Giorgi, S., & Pontecorvo, C. (Eds.) (2009). Culture familiari tra pratiche quotidiane e rappresentazioni. *Etnografia e ricerca qualitativa*, 2.
- Goffman, E. (1959). *The presentation of self in everyday life*. Garden City, N.Y.: Anchor.
- Good, J. S. (2009). *Multitasking and attention in interaction: Dealing with multiple tasks in everyday family life*. Los Angeles: University of California at Los Angeles (Dissertation).
- Goodwin, C. (1994). Professional vision. *American Anthropologist*, 96, 3, pp. 606-633.

- Gottzén, L. & Good, J. (2010). *The second half of the "second shift": Swedish and US fathers' domestic work responsibility upon return home*. Los Angeles: UCLA Sloan Center on Everyday Lives of Families (Working Paper 97).
- Hays, S. (1996). *The cultural contradictions of motherhood*. New Haven, CT: Yale University Press.
- Hessing, M. (1994). More than clockwork: Women's time management in their combined workloads. *Sociological Perspectives*, 37, 4, pp. 611-633.
- Hochschild A. R. (1997). *The time bind: When work becomes home and home becomes work*. New York: Metropolitan/Holt.
- Hochschild A. R. & Machung A. (1989). *Second shift: Working parents and the revolution at home*. New York: Viking Penguin.
- Kamo, Y. (2000). "He said, she said": Assessing discrepancies in husbands' and wives' reports on the division of household labor. *Social Science Research*, 29, pp. 459-476.
- Istat (Istituto Nazionale di Statistica) (2010). *La divisione dei ruoli nelle coppie*. Rome: Istat (Research report).
- Lee, Yun-Suk (2005). Measuring the gender gap in household labor: Accurately estimating wives' and husbands' contributions. In: Schneider, B. & Waite, L. J. (Eds.), *Being together, working apart: Dual-career families and work-life balance*. Cambridge: Cambridge University Press, pp. 229-251.
- Leslie, L. A., Anderson, E. A. & Branson, M. P. (1991). Responsibility for children: The role of gender and employment. *Journal of Family Issues*, 12, 2, pp. 197-210.
- Lucchini, M., Saraceno, C. & Schizzerotto, A. (2007). Dual earner and dual career couples in contemporary Italy. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 19, 3, pp. 290-310.
- Medved, C. E. (2004). The everyday accomplishment of work and family: Exploring practical actions in daily routines. *Communication Studies*, 55, 11, pp. 128-145.
- Naldini M. (2002). Le politiche sociali e la famiglia nei Paesi mediterranei. Prospettive di analisi comparata, *Stato e mercato*, 3, pp. 73-100.
- Oakley, A. (1974). *Housework*. London: Allen Lane.
- Ochs, E., & Kremer-Sadlik, T. (2007). Introduction: Morality as family practice. *Discourse and Society*, 18, 1, pp. 5-10.
- Ochs, E., Shohet, M., Campos, B., & Beck, M. (2010). Coming together for dinner. In Schneider, C. K & Schneider, B. (Eds.), *Workplace flexibility: Realigning 20th century jobs to 21st century workers*. Ithaca: Cornell University Press, pp. 57-70.
- Ochs, E. & Kremer-Sadlik, T. (Eds.) (2013). *Fast forward family: home, work and relationships in middle class America*. Berkeley: University of California Press.
- Pontecorvo, C. (2006). Introduzione. *Età evolutiva*, 85 (Special issue "La vita quotidiana delle famiglie italiane di classe media"), pp. 58-61.
- Potter, J., & Wetherell, M. (1987). *Discourse and social psychology: Beyond attitudes and behaviour*. London: Sage.
- Rönkä, A., Malinen, K., Kinnunen, U., Tolvanen, A., & Lämsä, T. (2010). Capturing daily family dynamics via text messages: Development of the mobile diary. *Community, Work and Family*, 13, 1, pp. 5-21.
- Sacks, H., Schegloff, E. A., & Jefferson, G. (1974). A simplest systematics for the organization of turn-taking for conversation. *Language*, 50(4), 696-735.
- Schneider, B., Waite, L. J. (Eds.) (2005). *Being together working apart: Dual-career families and work-life balance*. Cambridge : Cambridge University Press.
- Scribner, S. (1984). Studying working intelligence. In: Rogoff, B. & Lave, J. (Eds.), *Everyday cognition*. Cambridge MA: Harvard University Press, pp. 9-40.
- Scribner, S. (1986). Thinking in action: Some characteristics of practical thought. In: Sternberg, R. L. & Wagner, R. K. (Eds.), *Practical intelligence*. Cambridge, MA: Cambridge University Press.
- Southerton, D., (2003). "Squeezing time": Allocating practices, coordinating networks and scheduling society. *Time and Society*, 12, 1, pp. 5-25.

- Suchman, L. A. (1997) Centers of coordination. A case and some themes. In: Resnick, L., Pontecorvo, C. & Säljö, R. (Eds.), *Discourse, tools and reasoning: Essays on situated cognition*. New York: Springer, pp. 41-62.
- VanEvery, J. (1997). Understanding gendered inequality: Reconceptualizing housework. *Women's Studies International Forum*, 20, 3, pp. 411-420.
- Zanatta A. (2012). *Nuove madri e nuovi padri. Essere genitori oggi*. Bologna: Il Mulino.
- Zucchermaglio C. & Alby F. (2014) "It seems that things take care of themselves": Routines as resources for the management of busy family life. *Mind, Culture and Activity*, 21, 1, pp.21-33.

Submitted on/Eingereicht am: 21.05.2013

Accepted on/Angenommen am: 19.12.2013

Addresses of the authors/Anschriften der Autorinnen:

Dr. Francesca Alby (Corresponding author/Korrespondenzautorin)

Dr. Marilena Fatigante

Prof. Dr. Cristina Zucchermaglio

Sapienza University of Rome

Department of Social and Developmental Psychology

Via dei Marsi 78

001185 Roma

Italy/Italien

E-Mail: francesca.alby@uniroma1.it

marilena.fatigante@uniroma1.it

cristina.zucchermaglio@uniroma1.it

Sabine Diabaté & Detlev Lück

Familienleitbilder – Identifikation und Wirkungsweise auf generatives Verhalten

Family-orientated Leitbilder – Identification and impact on generative behaviour

Zusammenfassung:

Seit langem zeichnet sich die Bundesrepublik Deutschland durch ein niedriges Geburtenniveau aus. In den vergangenen zwei Jahrzehnten wurden zur Erklärung des generativen Verhaltens vor allem sozioökonomische und strukturelle Rahmenbedingungen herangezogen. Dieser Beitrag versteht sich als Plädoyer für eine Leitbildforschung, in der normativ-kulturelle Erklärungsansätze weiterentwickelt werden, um bestehende Konzepte komplementär zu ergänzen und zu einem umfassenderen Verständnis beizutragen. Hierbei wird angenommen, dass kollektiv geteilte Leitbilder existieren, welche beispielsweise die Gestaltung der Partnerschaft oder Elternschaft und den Kinderwunsch bzw. die Entscheidung für oder gegen (weitere) Kinder beeinflussen. Es werden verschiedene Kriterien entwickelt, um eine künftige empirische Suche und Identifikation von Familienleitbildern theoretisch zu fundieren. Abschließend werden methodische Herausforderungen für eine soziologische Leitbildforschung diskutiert.

Schlagwörter: Leitbild, Familienleitbild, Leitbildforschung, Rational-Choice, Normen, Werte, Geschlechterrollen, Partnerschaft, generatives Verhalten, Elternschaft, Kinderwunsch, Leitbildanalyse, Familienpolitik

Abstract:

For a long time, the Federal Republic of Germany has been characterised by a low birth rate. In the past two decades, particularly socio-economic and structural frameworks were used to explain generative behaviour. This article is to be understood as a plea for Leitbild research. Here, normative-cultural explanations are developed to explain reproductive behaviour and to obtain a deeper understanding of parental roles and partnership. It is assumed that collectively shared guiding role models (Leitbilder) exist, which are influencing e.g. the partnership, the parent-child relationship and the decision for or against (more) children. Criteria are developed to provide a theoretical foundation for the empirical search for and identification of Leitbilder in the future. Finally, starting points for sociological research on Leitbilder are outlined.

Keywords: Leitbild, guiding role model, family role model, Leitbild research, rational choice, norms, values, gender roles, partnership, generative behaviour, parenting, fertility, Leitbild analysis, family policy

1. Einleitung

Seit mehr als drei Jahrzehnten verharrt Westdeutschland nun schon auf einem Geburtenniveau, das zu den niedrigsten der Welt gehört (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung 2012). Der dominante theoretische Erklärungsansatz für das Geburtenverhalten ist seit einiger Zeit die ökonomische Theorie bzw. der Rational-Choice-Ansatz (z.B. Becker 1993; als Überblick: Hill/Kopp 2006: 102ff.)¹. Er unterstellt, dass Individuen oder Paare Nutzen und Kosten, persönliche Vor- und Nachteile einer Familiengründung gegeneinander abwägen und so nutzenorientierte Entscheidungen für oder gegen Kinder treffen. Dabei beziehen sie die ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen und Barrieren in ihr Kalkül mit ein, sowohl ihre persönlichen als auch jene, die Politik, Arbeitsmarkt oder andere Institutionen vorgeben.

Als mögliche Ursachen für Unterschiede und Veränderungen im Geburtenverhalten geraten dabei zum einen verschiedene Arten des Nutzens von Kindern in den Blick (Nauck 2001), die je nach ökonomischer, sozio-kultureller oder politischer Rahmung divergieren (Nauck 2007). So macht es zum Beispiel einen Unterschied, ob Kinder „nur“ positive Emotionen stiften oder ob sie auch als Unterstützung im Alter eine wichtige Rolle spielen. Zum anderen geraten individuelle Ressourcen und strukturelle Rahmenbedingungen in den Fokus, die kostenrelevant sind (Becker 1993). Zentrale Argumente sind beispielsweise die gestiegene Bildungs- und Erwerbsbeteiligung von Frauen, die die Opportunitätskosten einer familienbedingten Auszeit erhöhen, sowie die Verfügbarkeit von öffentlicher Kinderbetreuung, die die Vereinbarkeit von Beruf und Familie erleichtert und somit Opportunitätskosten reduziert. So lassen sich zwar bestimmte Phänomene erklären, etwa der negative Zusammenhang zwischen Elternschaft und weiblicher Bildungs- und Erwerbsbeteiligung auf der Mikroebene (z.B. Wirth/Dümmler 2004) oder der Zusammenhang von Betreuungsquoten und Fertilität im Ländervergleich (Bujard 2011: 11f.). Allerdings bleiben andere Phänomene unverständlich, wie beispielsweise die weibliche Zuständigkeit für Kinderbetreuung, die sich, gemessen daran, dass Frauen in ihrem Bildungsniveau heute mit den Männern gleichgezogen haben, sehr stabil hält (Wengler et al. 2009; Beck-Domzalska 2007) und sich im Beziehungsverlauf, insbesondere im Zuge der Familiengründung, weiter re-traditionalisiert (Huinink/Reichart 2008; Schulz/Blossfeld 2010). So korreliert das Bildungsniveau des Mannes, anders als das der Frau, *positiv* mit Elternschaft (Schmitt/Winkelmann 2005: 8f.). Unverständlich bleibt auch die vergleichsweise hohe Fertilität in den USA, in Großbritannien oder in anderen angelsächsischen Ländern mit geringer staatlicher Unterstützung bei der Kinderbetreuung (Sardon 2006) oder die außerordentlich hohe Stabilität des Geburtenverhaltens in Westdeutschland, unabhängig von familienpolitischen Maßnahmen wie z.B. die Anhebung des Elterngeldes oder ökonomischen Entwicklungen (Schneider/Dorbritz 2011).

Die Vermutung liegt nahe, dass neben den vergleichsweise objektiven Tatbeständen, mit denen die ökonomischen Theorien operieren, auch normativ-subjektive und kulturelle Phänomene eine wichtige Rolle spielen (Schneider 2009). Theorieansätze, die dieser Perspektive folgen, haben ebenfalls Tradition. Allerdings erklären auch sie die oben erwähnten empirischen Befunde nicht befriedigend.

1 Anm.: Tyrell (2006: 142) kritisiert unserer Ansicht nach zu Recht, dass die Hegemonie von Rational-Choice der Familiensoziologie nicht gut tut.

2. Identifikation einer Theorielücke

Schon immer bemühen sich Vertreter des Rational-Choice-Ansatzes – verstanden als Sozialwissenschaftler, die das Handlungsmodell des *homo oeconomicus* für die Sozialwissenschaften adaptieren – um eine Einbettung subjektiver und/oder kultureller Handlungslogiken in ihre Theoriemodelle. Ein Beispiel ist der „subjective expected utility“-Ansatz (Savage 1954; Esser 1991), der davon ausgeht, dass der Nutzen nicht objektiv bestimmbar ist, sondern sowohl hinsichtlich seiner Größe als auch hinsichtlich seiner Eintrittswahrscheinlichkeit subjektiv eingeschätzt wird. Allerdings werden die subjektiven Bewertungen nicht als kulturelle, sondern als individuelle Eigenheiten aufgefasst. So bietet der Ansatz zwar einen Zugang, um individuelle Verhaltensunterschiede zu erklären, jedoch nicht, um kulturellen Unterschieden oder Verhaltensveränderungen aufgrund von kulturellem Wandel nachzugehen. Ähnliches lässt sich beispielsweise über die „preference theory“ (Hakim 2002) sagen, der zufolge Frauen quasi von Geburt an bestimmte Präferenzen für Hausarbeit, Beruf oder beides haben.

Siegwart Lindenberg (1985) schlägt mit seinem *RREEMM*-Modell eine Verschmelzung von *homo oeconomicus* und *homo sociologicus* zum „Resourceful restricted evaluating expecting maximizing man“ vor, also eine Integration der Rollentheorie in die ökonomische Handlungstheorie. Somit kommen soziale Normen als Erklärungen für kulturelle Unterschiede in Betracht. Allerdings ist die Anwendung der Rollentheorie auf Geschlechterunterschiede – ihr naheliegendster Anwendungsbezug innerhalb der Familiensoziologie – zuletzt in die Kritik geraten: Zum einen wird sie als zu statisch empfunden, um die heute stark konstruktivistisch beschriebenen Gender-Phänomene adäquat zu fassen (Lorber 1999: 41f.; Rendtorff/Moser 1999: 316). Zum anderen suggeriere der Rollenbegriff einen Einfluss, der nur in bestimmten sozialen Kontexten (etwa in der Familie) und damit nur in bestimmten Phasen im Tages- und im Lebensverlauf relevant wird. So lassen sich zwar „Mutter“ und „Vater“ als Rollen betrachten, nicht aber „Frau“ und „Mann“ (Hirschauer 2001: 215). Der Kritik zufolge bietet die Rollentheorie nur einen Zugang zum Verständnis von Verhaltensmustern *innerhalb* der Familie, nicht aber für geschlechts- oder kulturspezifische Verhaltensmuster *vor* der Familiengründung, wie etwa die Entscheidung für oder gegen Kinder oder spezifische Strategien der Partnerwahl.

Der auf Lois W. und Martin L. Hoffman (1973) zurückgehende und von Bernhard Nauck (2001) neu formulierte *Value of children*-Ansatz formuliert Annahmen über den Nutzen von Kindern, der in die ökonomische Entscheidung für oder gegen (weitere) Kinder einfließt. Danach können unter anderem positive Emotionen oder ein Gewinn an sozialem Status nutzenrelevant sein, so dass der Ansatz sowohl subjektiven als auch kulturellen normativen Konzepten einen Anknüpfungspunkt bietet. Allerdings werden als kulturelle Komponenten ausschließlich Prestige und Stigmatisierung durch (viele) Kinder berücksichtigt, womit sich empirisch kaum mehr als der Unterschied zwischen Agrar- und modernen Industriegesellschaften plausibel erklären lässt. Zudem ist die Theorie auf die Erklärung von generativen Entscheidungen begrenzt.

In ähnlicher Weise begrenzt ist die Theorie des zweiten demographischen Übergangs (van de Kaa 1987; Lesthaeghe 1992), die nicht in der Tradition der Rational-Choice-Ansätze steht. Sie beschränkt sich auf die Erklärung der relativ sprunghaften Veränderung des familialen Verhaltens, insbesondere des Rückgangs der Geburtenraten, in Europa und

der „westlichen Welt“ in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren. Dazu nimmt sie insbesondere Bezug auf den von Ronald Inglehart (1977, 1995) diagnostizierten Wertewandel.

Anwendung findet in der Familienforschung außerdem die aus der Sozialpsychologie stammende *Theory of Planned Behavior* (Ajzen 1985, 1987, 1991). Sie besagt, dass das Handeln eines Akteurs – vermittelt durch seine Handlungsintention – durch seine individuellen Einstellungen gegenüber den Handlungsoptionen sowie durch die von ihm subjektiv wahrgenommenen Erwartungen seines sozialen Umfeldes bestimmt ist, gepaart mit seiner subjektiv wahrgenommenen Verhaltenskontrolle (also seiner Überzeugung, in der Lage zu sein, eine Handlungsoption tatsächlich umsetzen zu können). Individuelle Einstellungen sind dabei, ähnlich wie in der Werterwartungstheorie, als ein Produkt aus subjektiver Bewertung der möglichen Handlungsfolgen und deren subjektiv wahrgenommener Eintrittswahrscheinlichkeit definiert. Analog dazu sind „subjektive Normen“ ein Produkt aus der Motivation, den Erwartungen einer bestimmten Bezugsperson zu entsprechen, und der Annahmen darüber, was diese Bezugsperson von einem erwarten. Beide Einflussfaktoren bieten grundsätzlich Ansatzpunkte für kulturelle Erklärungen von familialem Verhalten – für soziale Werte und soziale Normen –, auch wenn dies nicht das primäre Ziel des Autors ist.

Eine weitere einschlägige Theorie in der Tradition der Rational-Choice-Ansätze ist die Theorie der *Frame-Selektion* von Hartmut Esser (1990, 2002). Ihr zufolge können Akteure, statt eine bewusste, rationale Abwägung von Kosten und Nutzen anzustellen, auch auf eine unreflektiert ablaufende Handlungsroutine (Skript) zurückgreifen. Voraussetzung dafür ist, dass die Situation, in der er sich befindet, in eine kulturell vorgefertigte Kategorie von Situationen (Frame) passt, für die ein entsprechendes Skript definiert ist. Je eindeutiger der Frame auf die aktuelle Situation passt (Match), desto eher wird als Modus des Handelns statt der bewussten rationalen Reflexion ein automatisch spontaner Modus gewählt, bei dem das Skript quasi reflexartig abläuft. Kritisieren lässt sich an der Theorie unter anderem, dass ökonomisches Kalkül als Regelfall und dass das Folgen eines Skripts als ein Spezialfall konzipiert ist, für den bestimmte Voraussetzungen erfüllt sein müssen: Es wird quasi nur dann nicht ökonomisch gehandelt, wenn es ökonomisch sinnvoll ist, auf ökonomisches Kalkül zu verzichten. Doch Frame und Skript bieten – neben sozialen Werten und Normen – ein drittes Konzept kultureller Beeinflussung, das Beachtung verdient: Dabei handelt es sich weder um individuell Gewünschtes, das aus persönlicher Überzeugung angestrebt wird, noch um sozial Erwünschtes, das angestrebt wird, um negative Sanktionen zu vermeiden, sondern um gesellschaftlich vorgefertigte Verhaltensschablonen, die lediglich um der Zeit- und Kraftersparnis willen angewendet werden.

Zur Erklärung von aktuellen Unterschieden in den Geburtenzahlen in Europa wird typischerweise auf solche Ansätze verwiesen, die auf grundlegende Besonderheiten in den institutionellen Regelungen verschiedener Länder hinweisen. Diese argumentieren zwar alle zumindest *auch* mit politisch-strukturellen Rahmensetzungen, indem sie beispielsweise auf den Grad der Dekommodifizierung des Individuums durch die Sozialpolitik verweisen (Esping-Anderson 1990). Doch sie betonen häufig auch die dahinter liegenden politischen Zielsetzungen und deren historisch-kulturelle Wurzeln (Fux 2002, 1994; Gauthier 1996). Einige Ansätze sprechen darüber hinaus der Kultur einen zusätzlichen direk-

ten Einfluss auf generatives Verhalten zu (Arránz Becker et al. 2010; Billari et al. 2009; Vitali et al. 2009; Böllert 1993).

Besonders beachtenswert ist dabei die Theorie der Geschlechter-Arrangements bzw. der „care arrangements“ von Birgit Pfau-Effinger (1996, 2005). Sie ist wiederum begrenzt auf ein bestimmtes zu erklärendes Themenfeld: die Formen öffentlicher und privater Kinderbetreuung, die Erwerbsbeteiligung von Müttern und die Arbeitsteilung zwischen Müttern und Vätern im europäischen Vergleich. Geschlechterkultur macht einen wesentlichen Teil der Geschlechter-Arrangements aus, welche die Unterschiede zwischen verschiedenen Ländern erklären und dabei ihrerseits kulturellem Wandel unterliegen. Den Kern der Geschlechterkultur fasst Pfau-Effinger anfangs mit „Normen, Werten und Leitbildern“ (Pfau-Effinger 1996: 467) zusammen. In späteren Publikationen gewinnen „kulturelle Leitbilder“ zum richtigen Familienleben, die auch mit „geschlechterkulturelle Modellen“ oder „Familienmodellen“ umschrieben werden (Pfau-Effinger 2001: 493f.), den Stellenwert eines übergeordneten Konzeptes kultureller landespezifischer Vorstellungen, die Werte und Normen mit umfassen. Sie („cultural models – the Leitbilder or „guiding images“, Pfau-Effinger 2004: 382) werden definiert als „typical societal ideal representations, norms and values regarding the family and the societal integration of women and men“ (ibd.). Pfau-Effinger unterscheidet in empirischen Vergleichen etwa „(1) the family-economy model, (2) the housewife model of the male breadwinner marriage, (3) the part-time carer model of the male breadwinner marriage, (4) the dual breadwinner model with external childcare, and (5) the dual breadwinner model with partner-shared childcare“ (ibd.: 383). Das Konzept erweist sich empirisch als schlüssig, wird allerdings nur auf das oben genannte Themenspektrum bezogen und nur auf Makroebene gedacht.

An diesen Gedanken knüpfen wir an. Wir halten es für notwendig, die bis zu einem gewissen Grad zielführende ökonomische Betrachtung der Familiengründung und -erweiterung durch ein genuin kulturelles Erklärungsmodell komplementär zu ergänzen, also durch einen Ansatz, der kulturelle Eigenheiten (zumindest auch) konstruktivistisch erklärt und nicht auf eine Widerspiegelung gegenwärtiger politischer oder ökonomischer Rahmenbedingungen reduziert. Als zielführend sehen wir ein Konzept von Familienleitbildern an, die zwar kulturell geprägt sind und überwiegend kollektiv geteilt werden, die aber eine Fundierung auf der Mikro-Ebene haben und auf individueller Ebene messbar sind. Auf diese Weise lassen sie sich mit Handlungstheorien verknüpfen und können nicht nur Unterschiede zwischen Ländern, sondern auch zwischen sozialen Gruppen, Milieus oder Generationen erklären. Wir halten dabei ein Leitbildkonzept für zielführend, das neben dem Einfluss von sozialen Normen und dem Einfluss von subjektiven Überzeugungen vor allem den subtileren, da unreflektierten und häufig unbewussten Einfluss von Normalitätsvorstellungen bzw. von Frame-Skript-Verbindungen in den Blick nimmt. Einen solchen Ansatz wollen wir im Folgenden vorschlagen und skizzieren, wie er operationalisiert werden kann.

3. Empirischer Forschungsstand zu Familienleitbildern

Den empirischen Forschungsstand zu Leitbildern oder Familienleitbildern zusammenzufassen, ist schwer, da einerseits ähnliche Phänomene unter verschiedenen Begriffen und andererseits unter dem Begriff „Leitbild“ verschiedene Phänomene beschrieben werden. Generell wurden Familienleitbilder bislang eher selten untersucht, am wenigsten auf Basis von quantitativen Daten.²

Eine erste viel beachtete empirische Auseinandersetzung stellt die Studie von Wurzbacher aus den 1950er Jahren (Wurzbacher 1958) dar. Auf Basis von 164 Familienbiographien entschlüsselt Wurzbacher diverse „Strukturen der familialen Grundbeziehungen“ (ibd.). Bereits zu dieser Zeit konstatiert er eine Tendenz zur Pluralisierung von familienbezogenen Beziehungsmustern und stellt damit die Weichen für Leitbilder als sozialwissenschaftliche Kategorie.

In später folgenden Studien wurden sogenannte „gender contracts“ oder „gender systems“ thematisiert (siehe Norlander 2003: 3ff.; Hirdman 1988) sowie in „doing gender“-Ansätzen (West/Zimmerman 1987) Unterschiede in der geschlechtsspezifischen Aufteilung von nichtbezahlter und bezahlter Arbeit durch sozio-kulturelle Leitbilder erklärt (Klement/Rudolph 2003). Eher auf die Identifikation als auf die Wirkung von Leitbildern fokussieren sich Geissler und Oechsle (1991: 24). Sie untersuchen mit 75 leitfadengestützten Interviews die Risiken und Optionen in den Statuspassagen, die für Frauen in das Erwachsenenleben führen. Dabei identifizieren sie verschiedene Leitbilder: Als zentral erachten sie das „historisch überlieferte und modifizierte Leitbild“ der „guten Mutter“ und das Leitbild des Familienernährers. Zum Leitbild der Mutter existieren eine Reihe von Arbeiten (z.B. Schütze 2010; Herwartz-Emden 1995) oder auch zum strukturellen Wandel innerhalb der Familie (z.B. Vaskovics 2000; Kaufmann 1990).

In neueren Studien stehen vor allem der Einfluss der Geschlechterarrangements und -regimes, der Familien- und Integrationsmodelle sowie kultureller Geschlechterrollenorientierungen oder der Männerrolle auf die geschlechterspezifische Aufgabenteilung in Partnerschaften im Vordergrund (z.B. Pfau-Effinger et al. 2009; Pfau-Effinger 2000, 1996; Beier/Rupp 2009; Lück/Hofäcker 2008; Beckmann 2007). In diesem Kontext werden auch das „normative climate“ (Butler 2002) oder die „cultural patterns“ (Heut 2004) als kulturelle Erklärungsgrößen thematisiert, welche handlungsleitend sind. Besonders Pfau-Effinger (2000, 1996; Pfau-Effinger et al. 2009) verknüpft seit längerem die Partizipation von Frauen am Arbeitsmarkt mit kulturellen Werten durch quantitative Analysen, indem sie in Länderunterschiede in Europa auf „Geschlechter-Arrangements“ und dabei insbesondere auf Geschlechterkultur zurückführt.

Ähnlich dazu untersucht Dienel (2003) individuelle und staatliche Arrangements. Sie konstatiert verschiedene Leitbilder der Mutterschaft im deutsch-englisch-französischen Vergleich. Die Unterschiede zeigen sich auf Mikroebene im Hinblick auf die genutzte Ratgeberliteratur, die Geburtsstile und die Nutzung von familien-kind-bezogenen Internetforen. Insgesamt stellt sie historisch geprägte Unterschiede in der Mentalität fest. Einen deutsch-französischen Vergleich nimmt Ruckdeschel (2009) vor, in dem sie Kinder-

2 Ausführliche Betrachtung der verschiedenen Forschungsperspektiven auf Leitbilder finden sich bei Giesel (2007).

wünsche untersucht, die mit divergierenden Mutterbildern zusammenhängen (deutsche „Rabemutter“ vs. französische Gluckemutter („*mère poule*“)).

Busch und Scholz (2006) untersuchen die Ehe- und Familienvorstellungen von Jugendlichen (15-25 Jahre) im internationalen Vergleich. Die Autoren berichten teilweise von kultur- und länderspezifischen Differenzen; die Gemeinsamkeiten überwiegen jedoch (z.B. hohe Zustimmungswerte für Attribute der bürgerlichen Kernfamilie).

Behning (1996) befasst sich mit Familienleitbildern in der Politik und analysiert dazu die Familienberichte der Bundesregierung zwischen 1968 und 1993. Auch Lüscher (1997) analysiert die familienrhetorischen Aussagen in den Familienberichten und stellt dabei u.a. heraus, dass Familienrhetorik, also die Art, wie über Familie gesprochen wird, entweder auf ein einziges ursprüngliches Familienmodell abzielt oder aber die Möglichkeit verbindlicher Familienmodelle generell ablehnt. Ähnlich verfahren Baas (1998) mit politischen Reden zwischen 1982 und 1997 sowie Meyer (1990) mit Frauenpolitik und -leitbildern im deutschen Parteiensystem. Dabei zeigt sich jeweils ein Wandel der Familien- und Geschlechterleitbilder in der Bundesrepublik. Feldmann-Neubert³ (1991), später Röser⁴ (1992) und schließlich Horvath⁵ (2000) widmen sich der medialen Präsenz von Familien- und insbesondere Frauenleitbildern und belegen mit ihren Analysen gleichermaßen den Wandel der Geschlechterrollen weg von der ausschließlich familienorientierten Mutter. Ähnlich dazu analysiert Kuhnhenne (2005) in einer historisch-empirischen Fallstudie die Frauenleitbilder in der westdeutschen Nachkriegszeit und zeigt, wie sich das Leitbild der „guten Mutter“ innerhalb der privaten Lebensführung sowie im Bildungssystem der Nachkriegszeit herauskristallisiert. Dem gegenüber stehen auch wenige Studien innerhalb der Väterforschung, die sich auf Basis von quantitativen Erhebungen mit dem väterlichen Leitbild bzw. mit Vaterschaftskonzepten befassen (Meuser 2011; Oberndorfer/Rost 2005; Fthenakis/Minsel 2002).

Insgesamt betrachtet besteht eine rudimentäre Leitbild-Forschung, die jedoch einer systematischen Weiterentwicklung bedarf, sowohl theoretisch als auch methodisch und empirisch. Es fehlt ein einheitlicher Leitbild-Begriff und in vielen Publikationen auch eine explizite Definition dessen, was unter „Leitbild“ oder verwandten Begriffen verstanden werden soll. Die einzige uns bekannte Arbeit, die sich explizit darum bemüht und an der wir unsere Überlegungen anknüpfen werden, stammt von Katharina D. Giesel (2007). Es fehlt weiterhin eine systematische Reflexion möglicher Operationalisierungen und Validitätsprobleme. Und es fehlt eine systematische Beschreibung der Ausgestaltung von Familienleitbildern sowie ihrer Verbreitung in der Gesellschaft und in verschiedenen sozialen Gruppen auf der Basis quantitativer repräsentativer Daten. Die bisherigen Befunde bezüglich der Wirkung familienbezogener Leitbilder zeigen jedoch, dass sie einen wichtigen zusätzlichen Erkenntnisgewinn zur Erklärung generativen Verhaltens beisteuern könnten.

3 Mit einer qualitativen Textanalyse untersucht die Autorin die Ausgaben der „Brigitte“ von 1948 bis 1988 auf einen historischen Wandel.

4 Die Autorin wertet die Frauenleitbilder in den Frauenzeitschriften „Cosmopolitan“, „Brigitte“, „Elle“ und „Tina“ aus und weist einen gewissen Wandel der Frauenrolle nach.

5 Dora Horvath: Frauenleitbilder in der deutschen Zeitschrift Brigitte 1949-1982 im Hinblick auf die historisch-mediale Entwicklung des Frauenleitbildes.

4. Begriffsbestimmungen und Darstellung des Konzepts „Familienleitbild“

Kulturelle Ansätze argumentieren mit einer Vielzahl von Begriffen und Konzepten. In diesem Kapitel wollen wir ausführen, was wir unter Leitbildern und unter Familienleitbildern verstehen (4.1) und wie sie auf das generative Verhalten wirken (4.2). Wir vergleichen, inwiefern sich der Begriff des Leitbildes von anderen verwandten Konzepten unterscheidet, und begründen, warum wir den Leitbildbegriff bevorzugen (4.3). Schließlich lassen sich daraus Konsequenzen für die Messung von Familienleitbildern ableiten (4.4).

4.1 Was sind Familienleitbilder?

Nach unserem Verständnis ist ein Leitbild ein Bündel aus kollektiv geteilten bildhaften Vorstellungen des „Normalen“, das heißt von etwas Erstrebenswertem, sozial Erwünschtem und/oder mutmaßlich weit Verbreitetem, also Selbstverständlichem.⁶ Leitbilder und Normalitätsvorstellungen sind grundsätzlich realisierbar und als Handlungsorientierung konzipiert. Komplementär zu den „positiven“ Leitbildern im engeren Sinne (z.B. dem der „Guten Mutter“) kann es „negative Leitbilder“ geben (z.B. das der „Rabenmutter“), die als vermeidenswert und sozial unerwünscht wahrgenommen werden. Diese bieten indirekt ebenfalls eine Orientierungsmöglichkeit, indem man davon abweichen möchte.

Familienleitbilder sind Leitbilder, die sich inhaltlich auf den Lebensbereich Familie beziehen. Dazu könnten beispielsweise ein Leitbild von der („richtigen“) Familie, von einer („idealen“) Partnerschaft oder von einer („guten“) Eltern-Kind-Beziehung gehören. Familienleitbilder vermitteln den in der Gesellschaft vorherrschenden Familienbegriff, führen zu dessen gesellschaftlicher Anerkennung und institutionellen Absicherung und Stabilisierung (Heut 2004). Familienleitbilder sind also Vorstellungen davon, wie bestimmte Aspekte von Familie – immer oder „normalerweise“ – sind und wie sie dementsprechend auch sein müssen oder „richtigerweise“ sein sollten. Die zu einem Familienleitbild verbundenen Vorstellungen sind in sich konsistent und werden miteinander assoziiert.

Da die in einem Familienleitbild vereinten Vorstellungen einerseits vielfältig und andererseits oft unscharf und diffus sind, werden Familienleitbilder oft als bildhafte Imagination wahrgenommen, d.h. als ein gedanklich vorgestelltes Bild oder eine gedanklich vorgestellte Szene, in der eine Person (z.B. eine Mutter), eine Gruppe (Familie), eine Situation (Familienhaushalt) oder Handlungsabfolge (Mutter kocht, während Vater mit Sohn und Tochter am Küchentisch sitzt) dargestellt ist, welche die einzelnen zum Leitbild gehörigen Attribute (ein bestimmtes Alter, ein bestimmtes Äußeres, eine bestimmte Weisensart usw.) in sich vereint (Amatea et al. 1986).⁷

6 Damit orientieren wir uns stark an der Definition von Giesel, nach der Leitbilder „sozial geteilte (mentale oder verbalisierte) Vorstellungen von einer erwünschten bzw. wünschenswerten und prinzipiell erreichbaren Zukunft [bündeln], die durch entsprechendes Handeln realisiert werden soll“ (Giesel 2007: 245).

7 Für Kloten (1967) ist das Bild oder die Idee, die hinter einem Leitbild steht, von entscheidender Bedeutung, da der Mensch in Bildern denkt (vgl. auch Ausführungen dazu bei Unger-Soyka 2009: 13).

Familienleitbilder können sowohl einen strukturellen als auch einen prozessualen Charakter besitzen, wobei diese Aspekte einander teilweise bedingen (siehe Abbildung 1).

In *struktureller Hinsicht* beinhalten Familienleitbilder Vorstellungen, wie Familie oder ein Aspekt davon im Allgemeinen ist oder idealerweise zu sein hat. Dabei geht es um eine inhaltliche bzw. charakteristische Struktur bzw. Ausgestaltung des Familienlebens und der dazugehörigen Akteure (ohne Zeitbezug). In *prozessualer Hinsicht* beziehen sie sich auf Phasenlängen und Übergangszeitpunkte in der Familienbiografie (mit Zeitbezug), also beispielsweise auf das („ideale“) Alter beim Übergang zur Elternschaft oder den („optimalen“) Geburtenabstand.

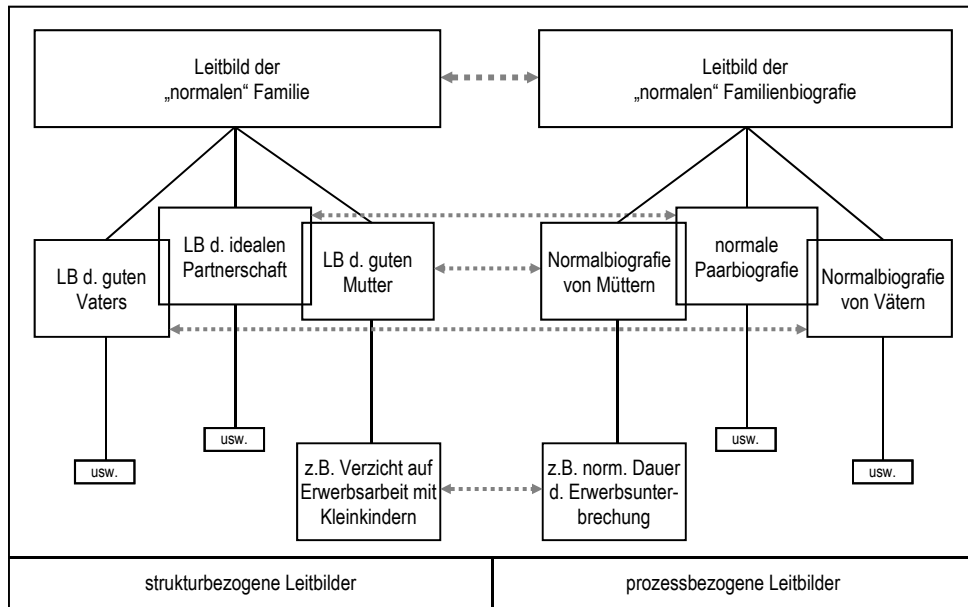
Prozessuale Leitbilder entsprechen dem, was auch als *life scripts* seit längerem erforscht wird (Janssen/Rubin 2011; Rubin/Berntsen 2003; Berntsen/Rubin 2002), oder Bestandteilen davon. Der Begriff meint „culturally shared expectations about the timing of life events in an idealized life course“ (Janssen und Rubin 2011: 291). Zu den Lebensereignissen, die in diesem Forschungszweig analysiert werden, zählen u.a. auch die Heirat oder die Geburt eines Kindes, also prozessuale Aspekte von Familienleitbildern. *Cultural life scripts* implizieren, dass es eine „Normalbiografie“ gibt, in der wichtige biografische Ereignisse jeweils in einem bestimmten Alter stattfinden, und dass die Menschen in einer Gesellschaft diese Normalbiografie kennen und glauben, dass sie sie idealerweise durchleben sollten. Innerhalb eines solchen standardisierten Lebenslaufes bestehen chronologisch aufeinander folgende Zeitpunkte, die von vielen Menschen als ideal erachtet werden (z.B. Ausbildungsabschluss, Hochzeit, Ruhestand). Ist eine Person „on time“, heißt das, dass individuelle Biografie und Normalbiografie deckungsgleich sind, „off time“ meint, dass es Abweichungen gibt. Dazu existiert in der Literatur auch das *concept of cultural age norms* (Neugarten et al. 1965), welches thematisiert, dass bestimmte Lebensereignisse zu einem normativ festgelegten Lebensalter eintreten sollen.

Familienleitbilder betreffen unterschiedliche Dimensionen des Familienlebens und beinhalten stets mehrere aufeinander bezogene Aspekte (Mühling et al. 2006). Vor allem hängen prozessorientierte Leitbilder von strukturbezogenen ab. Der optimale Zeitpunkt oder das ideale Alter zur Familiengründung etwa hängt auch damit zusammen, wie eine Partnerschaft (ohne Kinder) aus Sicht der Akteure „idealerweise“ auszusehen und was Elternschaft im Gegensatz dazu zu leisten hat, z.B. hinsichtlich der Etabliertheit oder Stabilität.

Das komplexeste Familienleitbild, das vorstellbar ist, wäre ein Leitbild von der Familie im umfassenderen Wortsinne bzw. von der („richtigen, guten“) Ausgestaltung der privaten Lebensführung (vgl. Abbildung 1). Es umfasst verschiedenste Dimensionen, von der Partnerschaft über Ehe und Familiengründung bis zu den Generationenbeziehungen. Innerhalb des sehr komplexen Leitbildes der Familie existieren vielschichtige dazugehörige Leitbilder, die verschiedene Aspekte, Akteure bzw. Bestandteile von Familie betreffen. Diese wiederum lassen sich jeweils in weitere Leitbilder aufgliedern, die deren Beschaffenheit genauer charakterisieren. Diese Leitbilder der strukturellen Ausgestaltung von Familien- und Partnerschaftsleben wiederum korrespondieren mit weiteren Vorstellungen zu zeitlichen Prozessen von Familiengründung und Familienentwicklung. Beispielsweise hängen strukturbezogene Aspekte des Leitbildes einer „guten Mutter“ wie z.B. der Verzicht auf Erwerbsarbeit mit Kleinkindern von prozessbezogenen Vorstellungen ab. Das heißt, daran gekoppelt existiert eine Meinung darüber, wie z.B. eine „nor-

male“ Dauer der Erwerbsunterbrechung von Müttern aussieht. Die in Abbildung 1 hierarchische und modellhafte Gliederung von Familienleitbildern kann in der Realität nicht immer so eindeutig voneinander abgegrenzt werden. Zudem sind hier exemplarisch zentrale Leitbilder der Familie herausgegriffen worden.

Abbildung 1: Hierarchische Struktur von Familienleitbildern



Quelle: eigene schematische Darstellung.

Ein weiterer elementarer Aspekt von Leitbildern ist deren Kohärenz bzw. aber auch Inkohärenz: Im Bereich Familie und private Lebensführung können zu einem Aspekt mehrere konkurrierende Leitbilder existieren, etwa zum Bild der guten Mutter. Ein Individuum kann eines dieser Leitbilder in der formativen Phase einmal für das ganze Leben verinnerlichen; es kann aber auch mehrere konkurrierende Leitbilder gleichzeitig verinnerlicht haben oder sein Leitbild im Laufe des Lebens revidieren und unter Umständen in einer konkreten Handlungssituation den jeweiligen strukturellen Rahmenbedingungen anpassen. Hat ein Individuum konkurrierende Leitbilder verinnerlicht oder fehlt die Passung zwischen Leitbild und praktischer Umsetzbarkeit, können Zielkonflikte entstehen. Es ist davon auszugehen, dass Akteure langfristig versuchen, solche Kollisionen zu vermeiden und gegebenenfalls Leitbilder im Sinne einer Reduktion kognitiver Dissonanzen (Festinger 1957) anpassen. Dadurch wandeln sich Familienleitbilder von Individuen und von Gesellschaften im Laufe der Zeit oder verlieren bzw. gewinnen an Bedeutung (Beck-Gernsheim 2010): Leitbilder sind also dynamisch. Das Individuum hat also dem Leitbild gegenüber eine aktive Rolle: Es ist nicht nur in seinen subjektiven Vorstellungen durch bestehende Leitbilder geprägt, sondern auch an dessen (Re-)Produktion mitbeteiligt.

Leitbilder sind sowohl auf der Makro- als auch auf der Mikroebene angesiedelt. Sie sind zunächst kulturelle Phänomene in dem Sinne, dass sie innerhalb bestimmter Kollektive intersubjektiv geteilt werden. Sie sind charakteristisch für diese Kollektive, bei denen es sich beispielsweise um soziale Milieus, national verfasste Gesellschaften oder auch transnationale Kulturräume handeln kann. Innerhalb dieser Kollektive werden sie auf dem Wege der Sozialisation weitergegeben. Sie dienen hier der Koordination von sozialen Interaktionen und von kollektiven Entscheidungen.

Leitbilder sind aber auch individuelle Phänomene insofern, als sie (wie alle kulturellen Phänomene) letztlich nur in der Vorstellung von einzelnen Individuen existieren. Die Vorstellungen des Einzelnen können dabei natürlich bis zu einem gewissen Grad von denen seiner Mitmenschen abweichen – besonders, wenn die Person auch in anderen Kollektiven sozialisiert wurde, also beispielsweise einen Migrationshintergrund⁸ hat.

Im Ergebnis ist ein Leitbild im Sinne eines kollektiven kulturellen Phänomens immer sozial *unscharf* (Schulze 1993: 213f.): Es kann nur in dem Sinne *graduell* existieren, dass es von sehr vielen Individuen in sehr ähnlicher Weise geteilt wird. Von allen Individuen in identischer Weise wird es nie geteilt werden. Zudem sind die einzelnen Leitbilddemente methodisch nur durch Interpretation zu erschließen (Walter 1993).

Aus der „Unschärfe“ und Vieldimensionalität von Leitbildern erwachsen diverse Herausforderungen, diese quantitativ zu erschließen. Dennoch erscheint es aussichtsreich, Leitbilder zumindest ausschnitthaft durch eine standardisierte Messung erfassbar zu machen und ihren Einfluss stärker als bislang zur Erklärung von generativem Verhalten heranzuziehen.

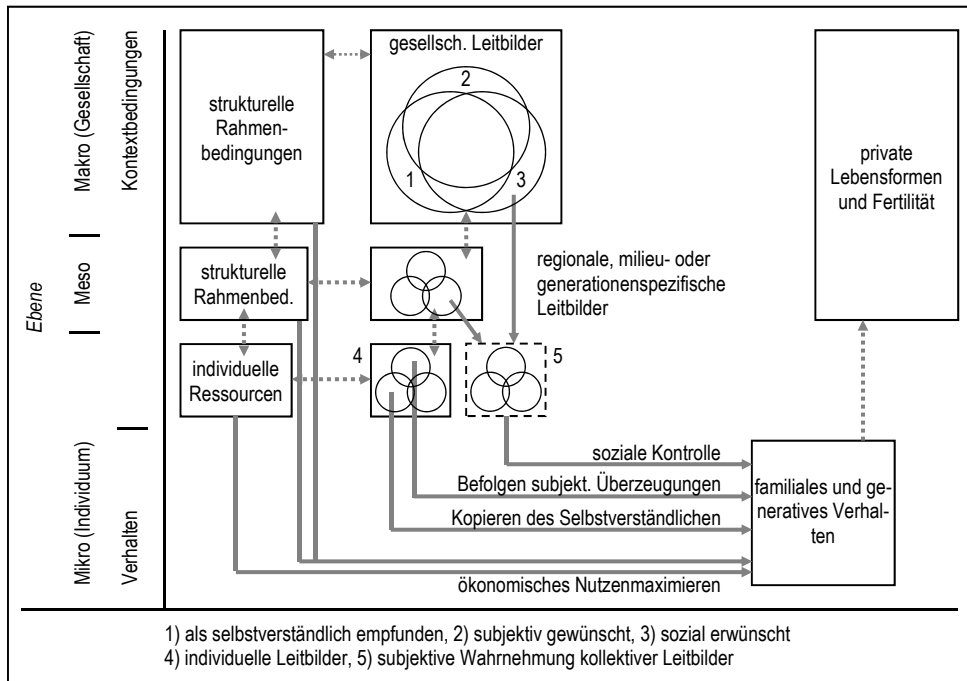
4.2 Die Wirkung von Familienleitbildern auf generatives Verhalten

Leitbilder sind für einen Akteur aus drei Gründen handlungsleitend und nehmen Einfluss auf familiales und generatives Verhalten (vgl. Abbildung 2): Erstens stellen sie ein (mutmaßlich) erprobtes und bewährtes Modell dar, das ohne Reflexion imitiert werden kann (*Kopieren des Selbstverständlichen*). Zweitens werden Leitbilder von Akteuren meist aus innerer Überzeugung als erstrebenswert (oder unbedingt vermeidenswert) empfunden (*Befolgen subjektiver Überzeugungen*). Drittens sind sie überwiegend verbunden mit der Verhaltenserwartung an andere Mitglieder des Kollektivs, diesen Vorstellungen zu entsprechen. Das bedeutet, sie werden auch aufgrund sozialer Erwünschtheit und drohender Sanktionierung übernommen bzw. aufgrund ihrer mangelnden sozialen Akzeptanz vermieden (*soziale Kontrolle*). Dadurch, dass Leitbilder unreflektiertes und unbewusstes Verhalten ermöglichen, reduzieren sie Komplexität in dem Sinne, dass sie aus der Vielzahl möglicher Handlungsalternativen eine bestimmte auswählen oder eine stark eingegrenzte Vorauswahl treffen. Zudem ermöglichen sie Handeln in Situationen, in denen mangels verfügbarer Information, wegen zu viel Information oder mangels erkennbarer Unterschiede in den Kosten-Nutzen-Bilanzen keine rationale Entscheidungsfindung möglich ist.

8 Gründer (2012) verweist in ihrer Studie, in der sie deutsch-deutsche und türkisch-türkische Paare vergleicht, auf unterschiedliche Partnerschaftskonzepte (z.B. hinsichtlich der Streitkultur etc.), die auf z.T. divergierende Familienleitbilder hinweisen.

Sowohl das vom Individuum individuell verinnerlichte Leitbild als auch das in seinem sozialen Umfeld vorherrschende kollektiv geteilte Leitbild (die nicht in jedem Fall deckungsgleich sein müssen) sind geeignet, individuelles Verhalten zu beeinflussen: ersteres auf dem Wege des Kopierens des Selbstverständlichen und des Befolgens subjektiver Überzeugungen, letzteres auf dem Wege der sozialen Kontrolle und der sozialisierenden Prägung kollektiver Leitbilder.

Abbildung 2: Modell zur Erklärung familialen Verhaltens



Quelle: eigene schematische Darstellung.

Genau genommen sind für den Einfluss der sozialen Kontrolle jene Leitbilder entscheidend, die *in der Wahrnehmung des Akteurs* in seinem Umfeld verbreitet sind. Die Vorstellung von der Allgemeinheit, die mutmaßlich hinter diesen Leitbildern steht, hat Ähnlichkeit mit dem Bild des „verallgemeinerten Anderen“ (Mead 1973: 194f.), der ein Substrat aus den konkreten Handlungen, Äußerungen und Reaktionen vieler anderer Mitmenschen ist. Da der Eindruck, die Allgemeinheit der Menschen um einen herum habe eine bestimmte Vorstellung, nicht notwendigerweise der Realität entsprechen muss, gewinnt das gesellschaftliche Leitbild eine eigene Realität „sui generis“ (Durkheim 1984: 109), die mehr ist als das statistische Mittel der individuellen Leitbilder. Gesellschaftliche Familienleitbilder werden einerseits über strukturelle Rahmenbedingungen (z.B. Gesetze) oder auch die Medien transportiert bzw. wiedergespiegelt (Gerbner et al. 1980) – etwa durch einflussreiche prominente, politische oder auch religiöse Deutungsgeber, durch die Medien via Werbung, TV-Serien, Spielfilme etc. –, andererseits in sozial-nähräumlichen

Interaktionen reproduziert, beispielsweise in der Partnerschaft und Familie, am Arbeitsplatz, im Verein oder im öffentlichen Raum.

Wie sich Leitbilder inhaltlich auf das Verhalten auswirken, erscheint auf den ersten Blick trivial: Menschen setzen die Art und Weise, Familie zu leben, die sie als Leitbild internalisiert haben oder die in ihrem sozialen Umfeld als Leitbild etabliert ist, in die Tat um. Paare leben heute erst einmal einige Monate oder Jahre zusammen, ehe sie eine Heirat erwägen; vor 50 Jahren heirateten Paare, um danach legitim zusammen leben zu können; deutsche Mütter neigen dazu, sich um Teilzeitarbeit zu bemühen; französische und schwedische Mütter neigen zur Vollzeiterwerbstätigkeit – weil eben genau das ihrem jeweiligen Familienleitbild entspricht.

Doch so trivial ist der Einfluss nicht immer: Es ist möglich, dass ein Leitbild eine bestimmte Gestaltung des Familienlebens als normal, sozial erwünscht und wünschenswert definiert, die Menschen überfordert und abschreckt. Vor allem von der Familiengründung ist es vorstellbar, dass sie unter anderem deswegen aufgeschoben oder unterlassen wird, weil Leitbilder Eltern Pflichten zuweisen, die viele junge Erwachsene nicht erfüllen wollen oder können – von der „normalen“ materiellen Ausstattung von Kindern über die Zeit, die man als „gute“ Mutter oder „guter“ Vater mit dem Kind verbringen sollte, bis hin zum „richtigen“ pädagogischen Konzept bei der Kindererziehung und der Verantwortung für die erfolgreiche Entwicklung des Kindes. So begründet eine Frau ihre Entscheidung, kinderlos zu bleiben, in einem Leserartikel auf „Zeit Online“: „... ich hätte Angst, als Mutter und Frau vieles falsch zu machen. Ich empfinde einen starken Erfolgsdruck, eine perfekte Familie zustande zu bringen“ (Heidmann 2013). Ähnlich ist es prinzipiell vorstellbar, dass Menschen auf eine feste Partnerschaft oder eine Ehe verzichten, weil sie fürchten, dem entsprechenden Partnerschaftsleitbild (lebenslange Treue, finanzielle Absicherung des Partners, ordentliche Haushaltsführung etc.) nicht gerecht werden zu können.

Auf gesellschaftlicher Ebene sorgen Familienleitbilder dafür, dass sich vergleichsweise einheitliche Verhaltensmuster einstellen. Selbst in der Spätmoderne, in der eine Pluralisierung der Lebensformen ausgemacht wird, sind die Formen der privaten Lebensgestaltung weitaus überschaubarer, als es vorstellbar wäre. In Bezug auf sozialen Wandel wirken Leitbilder entschleunigend. Sie sorgen dafür, dass sich Formen der privaten Lebensgestaltung zäher wandeln, als es die politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen nahelegen. So verfallen zum Beispiel auch solche Paare, in denen die Frau mindestens so gut für den Arbeitsmarkt qualifiziert ist wie der Mann, noch sehr oft in die stereotype Rollenverteilung von männlichem Ernährer und weiblicher Hausfrau und Mutter, denn die Leitbilder, an denen sie sich orientieren, verändern sich nur nach und nach im Zuge eines stetigen interaktiven Rekonstruktionsprozesses.

4.3 Besonderheiten und Vorteile des Leitbildbegriffs

Wir haben Leitbilder als Bündel aus kollektiv geteilten bildhaften Vorstellungen einer Normalität definiert. Damit ähneln sie anderen Konzepten, insbesondere denen der *sozialen Werte*, der *sozialen Normen*, der *Einstellungen*, der *sozialen Rollen* sowie der *Frames* und *Skripte*. Inwiefern unterscheiden sich Leitbilder von diesen Konzepten und was ist der Vorzug des Leitbildkonzeptes?

Ein Leitbild unterscheidet sich von *Werten*⁹, *Einstellungen*, *Normen* und *Frames*, aber auch anderen Konzepten zunächst dadurch, dass es drei Attribute der Handlungsrelevanz auf sich vereint: Es kann vom Akteur als per se erstrebenswert empfunden werden, aber auch (alternativ oder ergänzend) als vom sozialen Umfeld erwartet. Und es kann unreflektiert, sogar unbewusst, im Sinne einer Handlungsroutine übernommen werden, ohne dass sich der Akteur dazu normativ positioniert oder sozialen Druck verspürt. Zudem sind Leitbilder multidimensional: Sie umfassen eine große Zahl einzelner Normalitätsvorstellungen (das Leitbild einer „guten Ehe“ etwa: Treue, Liebe, einen gemeinsamen Haushalt etc.). Damit ähneln sie sozialen Rollen, die typischerweise ein großes Bündel von Erwartungen umfassen. Allerdings beziehen sich Leitbilder, im Unterschied zu sozialen Rollen, die positions- und funktionsspezifisch sind, auf bestimmte Themen und Lebenssituationen (etwa das Koordinieren von Familien-, Haus- und Erwerbsarbeit nach der Familiengründung), so dass sie für eine bestimmte Lebenssituation jeweils quasi ein Gesamtprogramm zur Orientierung darstellen.

Das Konzept des Leitbildes hat aus unserer Sicht gegenüber den übrigen Konzepten den Vorteil, dass es zum einen themenbezogen und zum anderen multi-dimensional ist. Diese zwei Eigenschaften in Kombination bedingen, dass die Identifikation eines Leitbildes – beispielsweise dem einer „guten“ Familie – prädestiniert ist, mit der faktischen Gestaltung des entsprechenden Lebensbereichs – also zum Beispiel dem Familienleben – in einen Zusammenhang gebracht zu werden. Ein einzelner sozialer Wert oder eine soziale Norm kann in diesem Kontext ebenfalls bedeutsam sein, aber es wird kaum möglich sein, eine systematische Übersicht über alle Werte oder Normen zu bestimmen, die mit Familie als Handlungsfeld in Zusammenhang stehen. Gegenüber dem Konzept der sozialen Rolle ist das des Leitbildes überlegen, weil von jedem Menschen angenommen werden kann, dass er Familienleitbilder verinnerlicht hat, unabhängig davon, ob und welche Position(en) er innehat, die mit Familie in einem Zusammenhang stehen. Gegenüber dem Konzept der Frames und Skripte hat das des Leitbildes den Vorteil, Frame und Skript in einem Begriff zu vereinen und mit den empirisch typischerweise kombiniert auftretenden Eigenschaften zu ergänzen, subjektiv gewünscht und sozial erwünscht zu sein. Die Orientierung an einem Leitbild schließt bewusstes Handeln und rationales Abwägen nicht aus.

4.4 Konsequenzen für die Messung von Leitbildern

Wie viele soziale Phänomene sind Leitbilder zu facettenreich, um allein auf Basis standardisierter Instrumente beschrieben zu werden. Differenzierte Angaben zu Verbreitung, Wandel und zu Zusammenhängen mit anderen Variablen erfordern jedoch quantitative Analysen. Insofern empfiehlt sich für die Erforschung von Familienleitbildern ein Methodenmix.

Für die inhaltliche Erschließung von Familienleitbildern können beispielsweise Fokusgruppendifkussionen und Leitfadenterviews hilfreich sein. Auch bildanalytische Verfahren von Familienzeichnungen sind denkbar. Während diese Methoden gegenüber der Surveyforschung verschiedene Nachteile besitzen, darunter die starke Abhängigkeit

9 Honecker (1985) diskutiert die Verknüpfung der Begriffskonzepte „Werte“ und „Leitbilder“ als zwei Orientierungsebenen.

von subjektiven Interpretationen, bietet sie auch die Vorteile, dass sie für unvorhergesagte Befunde offen sind, dass sie die Verzerrung durch soziale Erwünschtheit reduzieren und dass sie unbewusstes Alltagswissen zugänglich machen, das mangels Reflexion im Zuge einer Befragung nicht geäußert werden könnte.

Neben diesen qualitativen Zugängen gibt es auch quantitative Möglichkeiten der empirischen Messung von Leitbildern. Sie ergänzen erstere, indem sie es erlauben, Aussagen über die Verbreitung verschiedener Leitbilder in verschiedenen (Sub-)Populationen, zu verschiedenen Zeitpunkten sowie zu statistischen Zusammenhängen zwischen Leitbildern und anderen Dispositionen oder Verhaltensmustern zu machen. Allerdings stellen sich für die standardisierte Messung besondere Herausforderungen: Im Gegensatz zur Einstellungsmessung erfordert die Feststellung eines Leitbildes das Erfassen eines Bündels von Vorstellungen, die miteinander assoziiert sind. Es ist also ein umfangreiches Messinstrument erforderlich, das die wesentlichen miteinander assoziierten Elemente vorausahnen und operationalisieren muss. Das ist nicht möglich, ohne relativ genaue A-Priori-Annahmen über die Beschaffenheit der Leitbilder, die auf theoretischen Überlegungen oder (noch besser) auf qualitativen Voruntersuchungen fußen müssen. Zudem stellt die Messung von Leitbildern in Befragungsinstrumenten eine Herausforderung dar, „weil sie visuelle Vorstellungen und optische Ausdrucksformen in sprachlichen Äußerungsformen wahrzunehmen und zu bearbeiten zwingt“ (Cyprian/Heimbach-Steins 2003: 16). Ein Versuch, Leitbilder standardisiert zu erfassen, von dem sich noch herausstellen muss, inwieweit er als beispielhaft gelten kann, ist der Survey *Familienleitbilder* (FLB) von 2012 (Lück et al. 2013).¹⁰ Zur Auswertung von standardisiert gemessenen Leitbildern werden quantitative Verfahren angewandt, wie z.B. faktoren- und clusteranalytische Analysen (Giesel 2001).

5. Diskussion und Ausblick

Ziel ist es, familienbezogene Leitbilder zu identifizieren, um damit für das anhaltend niedrige Geburtenniveau in (West-) Deutschland und für andere Befunde der Familienforschung eine zu den sozioökonomischen und strukturellen Rahmenbedingungen komplementäre kulturelle Erklärung aufzuzeigen. Dieser Ansatz bietet Möglichkeiten und Grenzen durch eine Reihe methodischer Herausforderungen bei der Messung von Familienleitbildern:

Grenzen sind besonders durch die soziale Unschärfe vorgegeben, die darin besteht, dass Leitbilder nicht nur nicht exakt messbar, sondern schon als Phänomen per se nicht genau umrissen sind. Während der eine Personenkreis ein bestimmtes Leitbild auf eine bestimmte Weise wahrnimmt, würde der andere das gleiche Leitbild anders beschreiben oder gar seine Existenz leugnen. So bleiben Leitbilder im Detail unbestimmt, und auch ihre Verbreitung kann nur ungefähr angegeben werden. Doch gerade weil die soziale Un-

10 Im Rahmen des Forschungsprojekts „Familienleitbilder“ hat das Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB) im Jahr 2012 eine repräsentative standardisierte Befragung zu Leitbildern der Familie und Partnerschaft in Deutschland unter 20 bis 39-Jährigen durchgeführt. Die Konzeption des Fragebogens beruht auf einer Reihe verschiedener qualitativer Vorstudien.

schärfe Teil der Natur von Leitbildern ist, muss sie nicht als Problem aufgefasst werden. Es ist vielmehr akzeptabel und erwartbar, dass Beschreibungen im Detail variieren und Leitbilder nur im Sinne von graduell stärker oder schwächer ausgeprägten Idealtypen diagnostiziert werden können.

Ein zweites, mit dem ersten verknüpft Problem ist das der Wandelbarkeit. Was genau als Leitbild der „guten Mutter“ gilt, verändert sich teilweise und wird von Generation zu Generation aber auch von Zeitpunkt zu Zeitpunkt neu gedeutet und neu definiert. Für die Forschung heißt das zunächst, dass sie stets nur eine Momentaufnahme macht. Das, was sie erfasst, sind lediglich Familienleitbilder in einer bestimmten Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit. Eine Wiederholungsmessung zu einem späteren Zeitpunkt (mit dem gleichen Messinstrument) kommt wahrscheinlich zu leicht unterschiedlichen Ergebnissen. Die Veränderung der Struktur und Beschaffenheit von Leitbildern kann auf lange Sicht so groß sein, dass bewährte Frageformulierungen irgendwann auf Unverständnis stoßen oder nicht mehr differenzieren, so dass Messinstrumente angepasst werden müssen. Auch Länderunterschiede können dadurch erschwert werden, dass ein in einem Land valides Erhebungsinstrument in einem anderen kulturellen Kontext nicht funktioniert. Das führt zu Fragen der Vergleichbarkeit von Befunden. Dennoch kann es eine lohnende Forschungsfrage sein, den graduellen Wandel von Leitbildern auf diese Weise zu begleiten und zu beschreiben.

Ein weiteres Problem, das ebenfalls mit dem der sozialen Unschärfe verknüpft ist, ist das des spezifischen aber im Detail unbekanntem Geltungsbereichs. Leitbilder können, wie schon dargestellt, in der Gesamtgesellschaft oder nur in einem ganz bestimmten sozialen Milieu gelten. Zu ergänzen ist: Sie können in der Gesamtgesellschaft und in verschiedenen sozialen Milieus gelten, aber jeweils leicht unterschiedlich aussehen.

Zu den besonderen *Möglichkeiten*, die die Leitbildforschung bietet, gehört ihr Doppelcharakter als Mikro- und Makrophänomen: Auf Individualebene gemessene Familienleitbilder sind grundsätzlich geeignet, Erklärungen für individuelle Verhaltensunterschiede zu liefern; ihre Aggregation auf verschiedenen Ebenen ist grundsätzlich geeignet, Unterschiede zwischen Ländern, Regionen, sozialen Milieus oder Generationen zu erklären. Weiterhin fasst das Leitbildkonzept Einflüsse verschiedener kulturell-normativer Konzepte zusammen, die empirisch tatsächlich sehr häufig parallel auftreten und deren Differenzierung selten möglich und kaum von entscheidender Relevanz ist.

Zu den Aufgaben einer Leitbildforschung gehört nicht nur die Diagnose eines Kataloges von Leitbildern bzw. Familienleitbildern. Vorstellbar und wünschenswert sind sozio-ökonomisch bzw. sozio-demographisch differenzierte Beschreibungen, interkulturelle Vergleiche sowie Beschreibungen von Veränderungsprozessen auf der Basis von längsschnittlichen Erhebungsdesigns. Ein weites Feld stellen ferner Analysen zu den Wechselwirkungen zwischen Leitbildern, Strukturen und der Handlungsebene dar, wobei im Familienkontext auch eine dyadische Perspektive sinnvoll erscheint. Die Untersuchung familienbezogener Leitbilder eröffnet neue und vielversprechende Dimensionen, die Wirkungsweise von kulturell-normativ geprägten Vorstellungen familialen Lebens auf das generative Verhalten tiefgreifender zu erklären.

Danksagung

Für Anregungen und Kritik danken wir zwei anonymen Gutachter(inne)n sowie Norbert F. Schneider, Jürgen Dorbritz, Robert Naderi, Kerstin Ruckdeschel und Katrin Schiefer.

Literatur

- Ajzen, I. (1985). From intentions to actions: A theory of planned behavior. In: Kuhl, J. & Beckmann, J. (Hrsg.), *Action control: From cognition to behavior*. Heidelberg: Springer, S. 11-39.
- Ajzen, I. (1987). Attitudes, traits, and actions. Dispositional prediction of behavior in personality and social psychology. In: Berkowitz, L. (Hrsg.), *Advances in experimental social psychology* Nr. 20. New York: Academic Press, S. 1-63.
- Ajzen, I. (1991). The theory of planned behaviour. *Organizational Behavior and Human Decision Processes*, 50, 2, S. 179-211.
- Amatea, E. S., Cross, E. G., Clark, J. E. & Bobby, C. L. (1986). Assessing the work and family role expectations of career-oriented men and women. The life role salience scales. *Journal of Marriage and the Family*, 48, 4, S. 831-838.
- Arránz Becker, O., Lois, D. & Nauck, B. (2010). Unterschiede in den Fertilitätsmustern zwischen ost- und westdeutschen Frauen. Differenzierung der Rollen des kulturellen Hintergrunds und des Transformationsprozesses. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 35, 1, S. 35-64.
- Baas, S. (1998). Geschlechterbilder in politischen Reden. In: Walter, W. (Hrsg.), *Materialien zur Familienpolitikanalyse*. Bamberg: Staatsinstitut für Familienforschung, S. 39-62 (ifb-Materialien 4-98).
- Beck-Domžalska, M. (2007). *Bildungsunterschiede zwischen Männern und Frauen verringern sich*. In: Europäische Kommission & Eurostat (Hrsg.), *Statistik kurz gefasst – Bevölkerung und soziale Bedingungen* Nr. 130/2007. Luxemburg: Amt für amtliche Veröffentlichungen der Europäischen Gemeinschaften.
- Becker, G. S. (1993). *A treatise on the family*. Cambridge, MA: Harvard University Press (Enlarged edition).
- Beck-Gernsheim, E. (2010). *Was kommt nach der Familie? Alte Leitbilder und neue Lebensformen*. München: Verlag C.H. Beck.
- Beckmann, S. (2007). Die geteilte Arbeit? Möglichkeiten einer sozialpolitischen Steuerung des Careverhaltens von Männern. *Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research*, 19, 3, S. 371-392.
- Behning, U. (1996). Zum Wandel des Bildes „der Familie“ und der enthaltenen Konstruktion von „Geschlecht“ in den Familienberichten 1968-1993. *Zeitschrift für Frauenforschung*, 14, 3, S. 146-156.
- Beier, L. & Rupp, M. (2009). Rollenbilder und Arbeitsteilung in den Ländern der EU. In: Mühling, T. & Rost, H. (Hrsg.), *ifb-Familienreport Bayern 2009. Schwerpunkt: Familien in Europa*. Bamberg: Staatsinstitut für Familienforschung, S. 121-141.
- Berntsen, D. & Rubin, D. C. (2002). Emotionally charged autobiographical memories across the lifespan: The recall of happy, sad, traumatic and involuntary memories. *Psychology and Aging*, 17, S. 636-652.
- Billari, F. C., Philipov, D. & Testa, M. R. (2009). Attitudes, norms and perceived behavioural control: Explaining fertility intentions in Bulgaria. *European Journal of Population/Revue européenne de Démographie*, 25, 4, S. 439-465.
- Böllert, K. (1993). Die ‚wiedervereinigte‘ Familie. Zur Dominanz herkömmlicher Familienleitbilder. In: Böllert, K., H.-U. Otto, H.-U. (Hrsg.), *Die neue Familie. Lebensformen und Familiengemeinschaften im Umbruch*. Bielefeld: Böllert, KT-Verlag, S. 112-125.
- Bujard, M. (2011). *Familienpolitik und Geburtenrate. Ein internationaler Vergleich*. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (Hrsg.) (2012). *(Keine) Lust auf Kinder?* Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.

- Busch, F. W. & Scholz, W.-D. (2006). *Familienvorstellungen zwischen Fortschrittlichkeit und Beharrung. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung von Ehe- und Familienvorstellungen Jugendlicher im internationalen Vergleich*. Würzburg: Ergon.
- Butler, A. C. (2002). Welfare, premarital childbearing, and the role of normative climate: 1968-1994. *Journal of Marriage and Family*, 64, 2, S. 295-313.
- Cyprian, G. & Heimbach-Steins, M. (Hrsg.) (2003). *Familienbilder: Interdisziplinäre Sondierungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Dienel, C. (2003). Die Mutter und ihr erstes Kind – individuelle und staatliche Arrangements im europäischen Vergleich. *Zeitschrift für Familienforschung*, 15, 2, S. 120-145.
- Durkheim, É. (1984). *Die Regeln der soziologischen Methode*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Esping-Anderson, G. (1990). *The three worlds of welfare capitalism*. Cambridge: Polity Press.
- Esser, H. (1990). „Habits“, „Frames“ und „Rational Choice“: *Zeitschrift für Soziologie*, 4, S. 231-247.
- Esser, H. (1991). Die Rationalität des Alltagshandelns. Eine Rekonstruktion der Handlungstheorie von Alfred Schütz. *Zeitschrift für Soziologie*, 20, 6, S. 430-445.
- Esser, H. (2002). Ehekrisen: Das (Re-)Framing der Ehe und der Anstieg der Scheidungsraten. *Zeitschrift für Soziologie*, 31, 6, S. 472-496.
- Feldmann-Neubert, C. (1991). *Frauenleitbild im Wandel 1948-1988*. Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Festinger, Leon (1957): *A theory of cognitive dissonance*. Stanford, CA: Stanford University Press.
- Fthenakis, W. E. & Minsel, B. (2002). *Die Rolle des Vaters in der Familie*. Stuttgart: Kohlhammer (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 213).
- Fux, B. (1994). *Der familienpolitische Diskurs. Eine theoretische und empirische Untersuchung über das Zusammenwirken und den Wandel von Familienpolitik, Fertilität und Familie*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Fux, B. (2002). Which models of the family are encouraged or discouraged by different family policies? In: Kaufmann, F.-X, Kuijsten, A. Schulze, H.-J. & Strohmeier, K. (Hrsg.), *Family life and family policies in Europe. Vol. 2. Problems and issues in comparative perspective*. Oxford: University Press, S. 363-418.
- Gauthier, A. H. (1996). *The state and the family. A comparative analysis of family policies in industrialized countries*. Oxford: Clarendon Press.
- Geissler, B. & Oechsle, M. (1991). *Lebensplanung als Ressource im Individualisierungsprozeß*. Bremen: Universität Bremen (Arbeitspapier/Sonderforschungsbereich der Universität Bremen, Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf, 186).
- Gerbner, G., Gross, L., Morgan, M. & Signorielli, N. (Hrsg.) (1980), *Media and the family. Images and impact*. Philadelphia: University of Pennsylvania. <http://www.eric.ed.gov/ERICWebPortal/detail?accno=ED198919>.
- Giesel, K. D. (2001). Typenbildung im Rahmen der Leitbildanalyse. Probleme und Lösungswege. In: de Haan, G., Lantermann, E.-D., Linneweber, V. & Reusswig, F. (Hrsg.), *Typenbildung in der sozialwissenschaftlichen Umweltforschung*. Opladen: Leske + Budrich Verlag, S. 227-241.
- Giesel, K. D. (2007). *Leitbilder in den Sozialwissenschaften*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gründler, S. (2012). *Partnerschaftszufriedenheit von Deutschen und türkischen Migranten. Der Einfluss soziologischer und sozialpsychologischer Determinanten auf Partnerschaften*. Wiesbaden: Springer VS.
- Hakim, C. (2002). *Lifestyle preferences as determinants of women's differentiated labor market careers. Work and Occupations*, 29, S. 428-459.
- Heidmann, A. (2013). *Ich will keine Kinder*. ZEIT ONLINE am 24. 03. 2013 (Leserartikel) <http://www.zeit.de/gesellschaft/familie/2013-03/leserartikel-keine-kinder>.
- Herwartz-Emden, L. (1995). *Mutterschaft und weibliches Selbstkonzept. Eine interkulturell vergleichende Untersuchung*. Weinheim & München: Juventa Verlag.
- Heut, M. (2004). *Familienleitbilder. Die sozialetische Dimension des Leitbildes für die Institution Familie*. Hamburg: Verlag Dr. Kovač.
- Hill, P. B. & Kopp, J. (2006). *Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (4. Auflage).

- Hirdman, Y. (1988). Genussystemet – reflexioner kring kvinnors sociala underordning. *Kvinnvetenskaplig tidskrift*, 9, 3, S. 49-63.
- Hirschauer, S. (2001). Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. In: Heintz, B. (Hrsg.), *Geschlechtersoziologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 208-235 (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 41).
- Hoffman, L. W. & Hoffman, M. L. (1973). The value of children to parents. In: Fawcett, J. (Hrsg.), *Psychological perspectives on population*. New York: Basic Books.
- Honecker, M. (1985). Werte und Leitbilder. Zur Verknüpfung zweier Ebenen der Orientierung. In: Weigelt K. (Hrsg.), *Werte – Leitbilder – Tugenden. Zur Erneuerung politischer Kultur*. Mainz: Hase & Koehler Verlag, 39-57.
- Horvath, D. (2000). *Bitte recht weiblich! Frauenleitbilder in der deutschen Zeitschrift Brigitte 1949-1982*. Zürich: Chronos.
- Huinink, J., & Reichart, E. (2008). Der Weg in die traditionelle Arbeitsteilung – eine Einbahnstraße? In: Bien, W. & Marbach, J. H. (Hrsg.), *Familiale Beziehungen, Familienalltag und soziale Netzwerke. Ergebnisse der drei Wellen des Familiensurvey*. Wiesbaden: VS, S. 43-79.
- Huinink, J., Schröder, T. & Boehnke, M. (2008). Kinderwunsch und Familiengründung. Die Bedeutung von Voraussetzungen und Entscheidungsgrundsätzen. In: Feldhaus, M./Huinink, J. (Hrsg.), *Neuere Entwicklungen in der Beziehungs- und Familienforschung. Vorstudien zum Beziehungs- und Familienpanel*. Würzburg: Ergon, S. 321–349.
- Inglehart, R. (1977). *The silent revolution*. Princeton: Princeton University Press.
- Inglehart, R. (1995). *Kultureller Umbruch. Wertwandel in der westlichen Welt*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Janssen, S. M. J. & Rubin, D. C. (2011). Age effects in cultural life scripts. *Applied Cognitive Psychology*, 25, S. 291-298.
- Kaufmann, F.-X. (1990). *Zukunft der Familie. Stabilität, Stabilitätsrisiken und Wandel der familialen Lebensformen sowie ihre gesellschaftlichen und politischen Bedingungen*. München: Beck.
- Klement, C & Rudolph, B. (2003). Auswirkungen staatlicher Rahmenbedingungen und kultureller Leitbilder auf das Geschlechterverhältnis. Deutschland und Finnland. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 44, S. 23-30.
- Kloten, N. (1967). Utopie und Leitbild im wirtschaftspolitischen Denken. *Kyklos, Internationale Zeitschrift für Sozialwissenschaften*, 20, 3, S. 331-354
- Kuhnhenne, M. (2005). *Frauenleitbilder und Bildung in der westdeutschen Nachkriegszeit. Analyse am Beispiel der Region Bremen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Studien interdisziplinäre Geschlechterforschung 9).
- Lesthaeghe, R. (1992). Der zweite demographische Übergang in den westlichen Ländern. Eine Deutung. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 18, 3, S. 313-354.
- Lindenberg, S. (1985). An assessment of the new political economy: Its potential for the social sciences and for sociology in particular. *Sociological Theory*, 3, 1, S. 99-114.
- Lorber, J. (1999). *Gender-Paradoxien*. Opladen: Leske + Budrich.
- Lück, D., Gründler, S., Naderi, R., Dorbritz, J., Schiefer, K., Ruckdeschel, K., Hiebl, J., Wolfert, S., Stadler, M. & Pupeter, M. (2013). *Familienleitbilder 2012. Methodenbericht zur Studie*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB Daten- und Methodenberichte 2/2013).
- Lück, D. & Hofäcker, D. (2008). The values of work and care among women in modern societies. In: van Oorschot, W., Opielka, M. & Pfau-Effinger, B. (Hrsg.), *Culture and welfare state. Values of social policy from a comparative perspective*. Cheltenham, GB & Northampton, USA: Edward Elgar, S. 289-313.
- Lüscher, K. (1997): Familienrhetorik, Familienwirklichkeit und Familienforschung. In: Vaskovics, L. A. (Hrsg.), *Familienleitbilder und Familienrealitäten*. Opladen: Leske + Budrich, S. 50-67.
- Mead, G. H. (1973). *Geist, Identität und Gesellschaft. Aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Meuser, M. (2011). Die Entdeckung der „neuen Väter“: Vaterschaftspraktiken, Geschlechternormen und Geschlechterkonflikte. In: Hahn, K. & Koppetsch, C. (Hrsg.), *Soziologie des Privaten*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 71-82.

- Meyer, B. (1990). Frauenpolitiken und Frauenleitbilder der Parteien in der Bundesrepublik. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 40, 34/35, S. 16-28.
- Mühling, T., Rost, H., Rupp, M. & Schulz, F. (2006). *Kontinuität trotz Wandel. Die Bedeutung traditioneller Familienleitbilder für die Berufsverläufe von Müttern und Vätern*. Weinheim: Juventa Verlag.
- Nauck, B. (2001). Der Wert von Kindern für ihre Eltern. „Value of Children“ als spezielle Handlungstheorie des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 53, 3, S. 407-435.
- Nauck, B. (2007). Value of children and the framing of fertility: Results from a cross-cultural comparative survey in 10 societies. *European Sociological Review*, 23, 5, S. 615-629.
- Neugarten, B. L., Moore, J. W., & Lowe, J. C. (1965). Age norms, age constraints, and adult socialization. *American Journal of Sociology*, 70, May 1965, S. 710-717.
- Norlander, K. (2003). *Some reflections on gender relations*. Presented at Gender and Power in the New Europe. The 5th European Feminist Research Conference August 20-24, 2003 Lund University, Sweden. www.aletta.nu/epublications/2003/gender_and_power/5thfeminist/paper_180.pdf.
- Oberndorfer, R. & Rost, H. (2005). Neue Väter – Anspruch und Realität. *Zeitschrift für Familienforschung*, 17, 1, S. 50-65.
- Ott, N. (1998). Der familienökonomische Ansatz von Gary S. Becker. In: Pies, I. & Leschke, M. (Hrsg.), *Gary Beckers ökonomischer Imperialismus*. Tübingen: Mohr Siebeck, S. 63-90.
- Pfau-Effinger, B., Flaquer, L. & Jensen, P. H. (Hrsg.) (2009). *Formal and informal work in Europe. The hidden work regime*. New York: Routledge.
- Pfau-Effinger, B. (1996). Analyse internationaler Differenzen in der Erwerbsbeteiligung von Frauen. Theoretischer Rahmen und empirische Ergebnisse. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 48, S. 462-492.
- Pfau-Effinger, B. (2001). Wandel wohlfahrtstaatlicher Geschlechterpolitiken im soziokulturellen Kontext. In: Heintz, B. (Hrsg.), *Geschlechtersoziologie*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 487-511 (Sonderheft 41 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie).
- Pfau-Effinger, B. (2004). Socio-historical paths of the male breadwinner model – An explanation of cross-national differences: *The British Journal of Sociology* 55, 3, S. 377-399.
- Pfau-Effinger, B. (2000). *Kultur und Frauenerwerbstätigkeit in Europa. Theorie und Empirie des internationalen Vergleichs*. Opladen: Leske + Budrich.
- Pfau-Effinger, B. (2005). *Wandel der Geschlechterkultur und Geschlechterpolitiken in konservativen Wohlfahrtsstaaten – Deutschland, Österreich und Schweiz. gender...politik ...online*. http://web.fu-berlin.de/gpo/pdf/tagungen/wandel_geschl_pfau_effinger.pdf (Stand: 2007-10-09).
- Popitz, H. (1980). *Die normative Konstruktion von Gesellschaft*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Rendtorff, B. & Moser, V. (1999). Glossar der Geschlechtertheorien. In: Rendtorff, B. & Moser, V. (Hrsg.), *Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in der Erziehungswissenschaft. Eine Einführung*. Opladen: Leske + Budrich, S. 311-323.
- Röser, J. (1992). *Frauenzeitschriften und weiblicher Lebenszusammenhang. Themen, Konzepte und Leitbilder im sozialen Wandel*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Rubin, D. C. & Berntsen, D. (2003). Life scripts help to maintain autobiographical memories of highly positive, but not highly negative, events. *Memory & Cognition*, 31, S. 1-14.
- Ruckdeschel, K. (2009). Rabenmutter contra Mère Poule. Kinderwunsch und Mutterbild im deutsch-französischen Vergleich. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 34, 1-2, S. 105-134.
- Savage, L. J. (1954). *The foundations of statistics*. New York: John Wiley & Sons.
- Schneider, N. F. (2009). Zur Vielfalt der Familie in Europa. Betrachtungen zum Einfluss von Leitbildern und Entwicklungen des Arbeitsmarktes auf die Gestaltung der Familie. In: Kapella, O., Rille-Pfeiffer, C., Rupp, M. & Schneider, N. F. (Hrsg.), *Die Vielfalt der Familie. Tagungsband zum 3. Europäischen Fachkongress Familienforschung*. Opladen & Farmington Hills, MI: Verlag Barbara Budrich, S. 39-51.
- Schneider, N. F. & Dorbritz, J. (2011). Wo bleiben die Kinder? Der niedrigen Geburtenrate auf der Spur: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 10-11/2011, S. 26-34.

- Schulz, F. & Blossfeld H.-P. (2010). Hausarbeit im Eheverlauf. Ergebnisse einer Längsschnittstudie. In: Böllert, K. & Oelkers N. (Hrsg.), *Frauenpolitik in Familienhand? Neue Verhältnisse in Konkurrenz, Autonomie oder Kooperation*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 111-128.
- Schulze, G. (1993). *Die Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart*. Frankfurt am Main: Campus.
- Schütze, Y. (2010). Mutterbilder in Deutschland. *Psychoanalyse – Texte zur Sozialforschung*, 2, S. 179-195.
- Sardon, J.-P. (2006). Fertility in the developed English-speaking countries outside Europe: Canada, United States, Australia and New Zealand. *Population*, 61, 3, S. 267-291.
- Schmitt, C. & Winkelmann, U. (2005). *Wer bleibt kinderlos? Sozialstrukturelle Daten zur Kinderlosigkeit von Frauen und Männern*. Berlin: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (DIW Discussion Papers Nr. 473).
- Tyrell, H. (2006). Familienforschung - Familiensoziologie. Einleitende Bemerkungen. *Zeitschrift für Familienforschung*, 18, 3, S. 139-147.
- Unger-Soyka, B. (2009). *Das Ehe- und Familienleitbild der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands*. Berlin: Freie Universität Berlin, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft (Dissertation).
- van de Kaa, D. J. (1987). Europe's second demographic transition. *Population Bulletin* 41, 1, S. 3-57.
- Vaskovics, L. A. (2000). Struktur- und Funktionswandel der Familie. In: Holetschk, K., Müller, G., Ruck, C. & Ferber, M. (Hrsg.), *Die neue Familie: Familienleitbilder - Familienrealitäten*. München: Akademie für Politik und Zeitgeschehen, S. 9-20.
- Vitali, A., Billari, F. C., Prskawetz, A. & Testa, M. R. (2009). Preference theory and low fertility. A comparative perspective. *European Journal of Population/Revue européenne de Démographie* 25, S. 413-438.
- Walter, W. (1993). *Vom Familienleitbild zur Familiendefinition. Familienberichte und die Entwicklung des familienpolitischen Diskurses*. Konstanz: Universität Konstanz (Arbeitspapiere. Universität Konstanz, 5).
- Wengler, A., Trappe, H. & Schmitt, C. (2009). Alles wie gehabt? Zur Aufteilung von Hausarbeit und Elternaufgaben in Partnerschaften. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 34, 1-2, S. 57-78.
- West, C. & Zimmerman, D. H. (1987). Doing gender. *Gender and Society*, 1, S. 125-151.
- Wirth, H. & Dümmler, K. (2004). Zunehmende Tendenz zu späteren Geburten und Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen. Eine Kohortenanalyse auf der Basis von Mikrozensusdaten. *Informationsdienst Soziale Indikatoren (ISI)*, 32, S. 1-6.
- Wurzbacher, G. (1958). *Leitbilder gegenwärtigen deutschen Familienlebens. Methoden, Ergebnisse und sozialpädagogische Folgerungen einer soziologischen Analyse von 164 Familienmonographien*. Stuttgart: Enke.

Eingereicht am/Submitted on: 10.12.2012

Angenommen am/Accepted on: 05.02.2014

Anschrift der Autorin und des Autors/Addresses of the authors:

Dr. Sabine Diabaté (Korrespondenzautorin/Corresponding author)

Dr. Detlev Lück

Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB)

Friedrich-Ebert-Allee 4

65185 Wiesbaden

Deutschland/Germany

E-Mail: sabine.diabate@bib.bund.de

detlev.lueck@bib.bund.de

Birgit Leyendecker, Banu Citlak, Jörg-Peter Schräpler & Axel Schölmerich

Diversität elterlicher Einstellungen und vorschulischer Lernerfahrungen – Ein Vergleich deutscher und zugewanderter Familien aus der Türkei, Russland und Polen

Diversity of parental attitudes and early learning experiences – A comparison of German and immigrant families from Turkey, Russia, and Poland

Zusammenfassung:

Das Ziel der vorliegenden Studie war die Untersuchung der bildungsrelevanten Vorerfahrungen von Schulanfängern (N = 3.960) im Hinblick auf den kulturellen Hintergrund und die Bildung ihrer Eltern. 39 Prozent der befragten Eltern hatten einen Migrationshintergrund. Der Zusammenhang zwischen Schulbildung der Eltern und ihren Einstellungen sowie den Lerngelegenheiten für ihre Kinder war in allen Gruppen erkennbar, wenn auch in unterschiedlicher Ausprägung. Kinder aus zugewanderten Familien sahen insgesamt mehr fern, ihre Eltern maßten dem Vorlesen weniger Bedeutung bei und die Wahrscheinlichkeit, dass sie an extracurricularen Aktivitäten teilnahmen, war geringer. Ihre Eltern erwarteten eine höhere Übernahme von Verantwortung für Bildung von den Kindergärten sowie für Disziplin von den Schulen. Fast alle Kinder besuchten eine Kindertagesstätte, jedoch war die Wahrscheinlichkeit eines verkürzten Besuchs von maximal zwei Jahren am höchsten bei Kindern aus zugewanderten Familien mit geringer elterlicher Schulbildung. Die Ergebnisse werden im Hinblick auf Empfehlungen diskutiert.

Schlagwörter: Familie, Migration, Bildung, Vorschulalter, Erziehungseinstellungen

Abstract:

The aim of the present study was to identify differences in children's preschool experiences in relation to their parents' educational and cultural backgrounds (N = 3.960). 39 percent of the participating children grew up in immigrant families. Results indicate that the relationship between parents' education and attitudes, and children's learning opportunities was visible among members of all groups, albeit to different degrees. Children from immigrant families were more likely to watch more TV and less likely to participate in extracurricular activities and reading. Their parents were more likely to expect the kindergarten to be responsible for children's education and schools to be responsible for teaching discipline to children. Kindergarten participation was high in all groups, yet immigrant children who had mothers with little education were most likely to attend kindergarten for two years or less. Policy implications of these findings are discussed.

Keywords: family, migration, education, preschool age, parental Socialization goals

Kinder aus zugewanderten Familien stellen einen substantiellen und zunehmenden Anteil der heranwachsenden Generation dar. In den alten Bundesländern haben etwa ein Drittel aller Kinder einen sogenannten Migrationshintergrund, d.h. sie selbst oder mindestens eines ihrer Elternteile sind im Ausland geboren. Je jünger die Kinder sind, desto größer ist ihr prozentualer Anteil an der Schulbevölkerung (Baumert 2011). Durch die fortschreitende Segregation gibt es immer mehr Wohngebiete und Bildungseinrichtungen, die entweder einen sehr hohen oder einen sehr niedrigen Anteil von Kindern mit Migrationshintergrund aufweisen (Bogumil et al. 2012). Viele Kindertagesstätten und Schulen stehen so vor der Herausforderung, Kinder und Eltern, die eine andere Sprache und eine andere Kultur haben, zu verstehen, mit ihnen zu kommunizieren, die kulturellen Unterschiede zu respektieren und den Kindern die bestmögliche Förderung zukommen zu lassen. Gleichzeitig wissen wir jedoch immer noch relativ wenig über die Kinder selbst, ihre Familien, die Erziehungsvorstellungen der Eltern und die Alltagserfahrungen der Kinder. Mit der vorliegenden Studie verfolgten wir das Ziel, mit einer Kohorte von Schulanfängern aus zwei Städten des Ruhrgebiets Basisdaten zu erheben. Wir erfassten, (a) wie sich die Schülerschaft im Hinblick auf Bildung und Migrationsstatus der Eltern zusammensetzt, (b) welche Vorerfahrungen sie im Hinblick auf ihre Partizipation im Kindergarten und an außercurricularen Aktivitäten mitbringen, (c) wie sie ihre Freizeit verbringen, und (d) welche Einstellungen und Erwartungen ihre Eltern an das deutsche Bildungssystem haben.

Deutschland wird gelegentlich als „Schlusslicht“ im Hinblick auf die Integration von Zuwanderern in den Arbeitsmarkt und in die Gesellschaft beschrieben (Woellert et al. 2009) und Kinder aus zugewanderten Familien gelten als potenzielle Bildungsverlierer. Ursachen hierfür werden sowohl im deutschen Bildungssystem selbst gesehen, beispielsweise in der frühen Gliederung nach Leistung der Kinder (Maaz et al. 2008; Wilmes et al. 2011), als auch in den im Vergleich zu monolingualen Kindern geringeren Deutschkenntnissen der Kinder (Caspar/Leyendecker 2011; Dubowy et al. 2008). Weitere Ursachen werden in der überproportional geringen Bildung der Eltern (OECD 2010), den hiermit verbundenen geringeren familiären Ressourcen (Niklas/Schneider 2010; Niklas et al. 2013) sowie dem erschwerten Zugang zu früher außerfamiliärer Bildung gesehen (Sachverständigenrat Integration und Migration 2013; Tietze et al. 2013). Wenn die Schulbildung der Eltern statistisch kontrolliert wird, verliert der Faktor Migrationshintergrund – wie beispielsweise in der PISA-Studie gezeigt – sowohl für die Schulleistungen der Kinder (Baumert 2001; Baumert et al. 2006; OECD 2010) als auch für den Übergang von der Primar- in die erste Sekundarstufe an Bedeutung (Baumert 2011; s.a. Maatz et al. 2010; Kristen/Dollmann 2009). Die PISA-Studie verdeutlicht aber auch, dass im internationalen Vergleich in Deutschland die Kopplung zwischen der sozialen Herkunft der Kinder und ihrem Bildungserfolg besonders eng ist und die Ressourcen von zugewanderten Familien in Deutschland deutlich geringer sind als die von einheimischen (Clauß/Nauck 2009; Jäkel/Leyendecker 2008).

Darüber hinaus ist zu vermuten, dass sich für zugewanderte Familien durch Diskrepanzen zwischen der häuslichen und der außerhäuslichen Erziehung (Greenfield et al. 2003) sowie durch unterschiedliche Erwartungen an die Rolle und die Aufgabe des deutschen Bildungssystems zusätzliche Herausforderungen ergeben können. Die Bildungserwartungen von zugewanderten Familien sind vielfach als sehr hoch beschrieben worden, insbesondere für die größte Zuwanderergruppe mit türkischen Wurzeln (Citlak et al.

2008; Durgel et al. 2009; Nauck 1994). Gleichzeitig haben jedoch gerade zugewanderte Eltern mit geringer Schulbildung und geringen Ressourcen die Hoffnung und Erwartung, dass sie Aufgaben wie Bildung und Disziplin an Bildungseinrichtungen delegieren können (Jäkel/Leyendecker 2009).

Deutschland ist erst in den vergangenen Jahrzehnten zum Einwanderungsland geworden. Anders als in den traditionellen Einwanderungsländern sind Migranten der dritten und der vierten Generation noch vergleichsweise selten (Leyendecker et al. 2006). Studien zu den frühen Entwicklungsbedingungen von Kindern aus zugewanderten Familien sind erst in den letzten Jahren vermehrt durchgeführt worden. Die außerfamiliären Erfahrungen von Kindern aus zugewanderten Familien sind vor allem für den klassischen Kindergarten erhoben worden. Im Bereich der Betreuung für Unter-Dreijährige sind diese Kinder – ebenso wie deutsche Kinder aus Familien mit niedrigem sozioökonomischen Status – kaum anzutreffen (Bock-Famulla/Lange 2011; Sachverständigenrat Integration und Migration 2013; Tietze et al. 2013). Der Kindergarten bietet sowohl die Gelegenheit zum Erlernen der deutschen Sprache und Kultur als auch für den Erwerb von sozialen und kognitiven Kompetenzen (Ahnert 2008; Anders et al. 2012; Becker 2006; Dubowy et al. 2008) und ist somit für Kinder mit und ohne Migrationshintergrund ein zentraler Wegbereiter für den Übergang in die Schule (Stoessel et al. 2011) und ein wichtiger Prädiktor für den späteren Schulerfolg (Seyda 2009; Spieß et al. 2003). Die Anzahl der Jahre, die die Kinder im Kindergarten verbringen, ist eine wichtige Einflussgröße für die Schulfähigkeit der Kinder (Biedinger 2009).

Studien zur frühen Kindheit in zugewanderten Familien weisen übereinstimmend hin auf (a) den Einfluss sozioökonomischer Faktoren (de Feyter/Winsler 2009; Leyendecker et al. 2005), (b) die Bedeutung des Anregungsgehaltes der familiären Umwelt, insbesondere der häuslichen Leseumwelt (Bus et al. 2000; Perry/Mitchell–Kay 2007), (c) die Bedeutung der Eltern-Kind-Interaktion für die sozial-emotionale und kognitive Entwicklung (Garcia Coll/Pachter 2002), sowie (d) auf die Unterschiede, die sich aus der individuellen Migrationsgeschichte der Familien in Bezug auf ihr Herkunftsland, dem generationalen Status der Eltern sowie dem Zeitpunkt der Migration ergeben (Glick et al. 2009; Suarez-Orozco et al. 2008). In Deutschland sind in den letzten Jahren mehrere Studien zum Zusammenhang zwischen dem Anregungsgehalt der Umwelt und der sprachlichen und kognitiven Entwicklung von Kindern aus zugewanderten Familien erschienen. Sie zeigen übereinstimmend, dass Eltern, die mehr Zeit mit ihren Kindern mit Vorlesen verbringen (Biedinger 2009; Jäkel et al. 2011) und mit Ihnen viel interagieren und spielen (Leyendecker et al. 2011), hierdurch die kognitive Entwicklung der Kinder fördern, während sich ein hoher Fernsehkonsum negativ auf die (deutsche) Sprachkompetenz der Kinder auswirkt (Caspar/Leyendecker 2011). Daten zu anderen außerhäuslichen Aktivitäten, z.B. zur Teilnahme an Kursen wie Eltern-Kind-Turnen, Babyschwimmen, Musikschulunterricht für Kleinkinder und anderem mehr sind bislang nicht detailliert dokumentiert.

Das deutsche Schulsystem ist gekennzeichnet durch hohe Erwartungen an die Eltern im Hinblick auf Kooperation (z. B. Unterstützung der Kinder bei den Hausaufgaben, Besuche von Elternabenden) und an die Vermittlung von Disziplin (Pekrun 1997; Wild/Gerber 2008). Diese Aufgabenteilung ist jedoch in diesem Maße nicht auf andere Länder übertragbar. Lehrkräfte in der Türkei übernehmen vergleichsweise mehr Verantwortung sowohl für die Vermittlung des Lehrstoffes als auch für die Erziehung der Kinder im Hin-

blick auf Disziplin (Relikowski et al. 2012; Toprak 2008). Diese Erwartung wird von vielen aus der Türkei zugewanderten Eltern geteilt (Jäkel/Leyendecker 2009; Kohl et al. 2013).

Ziele der Untersuchung und Erwartungen

Familien mit Migrationshintergrund sind in ihren Merkmalen sehr heterogen und verteilen sich regional unterschiedlich. Unsere Untersuchung bezog sich auf eine Alterskohorte von Schulanfängern in zwei Ruhrgebietsstädten, in denen aus der Türkei zugewanderte Familien die größte Gruppe darstellten, gefolgt von Familien aus Polen und aus der früheren Sowjetunion¹. Wir verfolgten drei Ziele mit dieser Untersuchung. Erstens strebten wir an, grundlegende deskriptive Daten über eine Alterskohorte von Schulanfängern zu erhalten, über ihre Eltern (Bildung innerhalb und außerhalb des deutschen Schulsystems) und über ihre Alltagserfahrungen vor dem Eintritt in die erste Klasse (Länge des Kindergartenbesuchs, Anregungsgehalt der häuslichen Umwelt, Teilnahme an extracurricularen Aktivitäten). Zweitens wollten wir erheben, welche Bedeutung die befragten Eltern einer anregenden Umwelt beimessen und welche Einstellungen sie zur Aufgabenverteilung zwischen Elternhaus und Schule hatten. Drittens wollten wir untersuchen, inwieweit sich Kinder und ihre Familien aus den drei größten Einwanderergruppen des Ruhrgebiets untereinander, sowie von deutschen Kindern und ihren Familien in diesen Merkmalen unterscheiden. Hier erwarteten wir, dass deutsche Eltern vergleichsweise geringere Erwartungen daran haben, dass es Aufgabe des Kindergartens ist, die Kinder gut auf die Schule vorzubereiten, und dass sie die Vermittlung von Disziplin nicht als eine Aufgabe der Schule ansehen, dass sie dafür aber höhere Erwartungen an die Kooperation mit den Institutionen haben. Hinsichtlich der Partizipation an außercurricularen Aktivitäten erwarteten wir, dass diese bei den deutschen Familien, insbesondere bei denen mit sehr guter Bildung, am höchsten ist. Gleichzeitig erwarteten wir jedoch auch, dass Unterschiede bei den Alltagserfahrungen der Kinder sowie bei den Einstellungen der Eltern innerhalb jeder Gruppe weitgehend durch die Bildung der Eltern erklärt werden können.

Methoden

Instrument: In einer Pilotstudie wurde ein Fragebogen entwickelt und getestet. Um auch Eltern zu erreichen, die weniger geübt im Lesen und Ausfüllen von Fragebogen waren, gestalteten wir diesen so knapp wie möglich. Der Pilotfragebogen wurde in fünf Sprachen übersetzt (Türkisch, Russisch, Arabisch, Polnisch und Serbokroatisch) und mit 90 Eltern getestet. Dabei war immer eine Mitarbeiterin anwesend, die aufkommenden Erklärungsbedarf erhob und die Familien gegebenenfalls unterstützte. Der anschließend entwickelte Fragebogen umfasste Fragen zu folgenden Bereichen: 1. *Soziodemographische Daten* (Anzahl der Kinder pro Haushalt, Muttersprache, Einschulungsland und Bildung jedes Elternteils). Mit dem Ziel, den Fragebogen möglichst kurz zu halten haben wir entschieden,

1 Im Folgenden werden die Familien und ihre Kinder als türkisch, russisch oder polnisch bezeichnet. Dies bezieht sich lediglich auf das Herkunftsland der Eltern bzw. deren Vorfahren, nicht auf die Nationalität, da fast alle Kinder und viele Eltern die deutsche Staatsangehörigkeit haben.

nicht das Geburtsland der Eltern und den Zeitpunkt der Migration, sondern lediglich das Land, in dem die Eltern eingeschult wurden, zu erheben. Dies führte zu einer dichotomen Einteilung: Eltern, die in Deutschland eingeschult wurden (entweder hier schon geboren oder im Kleinkindalter eingewandert) versus Eltern, die im Herkunftsland eingeschult wurden und zu einem späteren Zeitpunkt nach Deutschland eingewandert sind. Der Bildungsgrad wurde unterteilt in 0-5 Jahre, 6-8 Jahre (Orta Okul in der Türkei), 9-10 Jahre (Haupt- und Realschulabschluss, Gimnazjum in Polen) und 11-13 Jahre (Lise-Abschluss in der Türkei, Liceum in Polen, Fachabitur/Abitur in Deutschland). 2. *Alltagserfahrungen*. Hierzu gehörten die Sprache(n), die zu Hause überwiegend gesprochen wurde(n), Umfang und Beginn des Kindergartenbesuchs, durchschnittlicher Fernsehkonsum an Wochentagen und -enden und extracurriculare Aktivitäten (z.B. Turnen, Schwimmen, andere Sportarten, Musikschule, Krabbelgruppe/Prager Eltern-Kind-Programm (PEKiP) u.a., Sprachkurs, oder andere). 3. *Einstellungen der Eltern*. Bei den Fragen zu elterlichen Einstellungen handelte es sich um Single-Item-Fragen. Dieses Vorgehen hat deutliche Nachteile gegenüber Skalen mit multiplen Items, jedoch maßen wir der Kürze des Fragebogens aus oben genannten Gründen mehr Bedeutung bei. Auf einer dreistufigen Likert-Skala (je höher der Wert auf der Skala, desto größer die Zustimmung der Eltern) wurden Einstellungen erfasst zum Stellenwert von dyadischen Aktivitäten (tägliches Vorlesen, gemeinsames Spiel), zum Stellenwert der Ansicht, dass Kinder wissen sollten, dass ihre Eltern für sie Verständnis haben, sowie zu Erwartungen an Bildungsinstitutionen und an die eigene Rolle als Eltern. Letztere umfassten (1) die Verantwortung, die dem Kindergarten für den Erwerb schulisch relevanten Vorwissens zugemessen wird; (2) die Bedeutung einer engen Kooperation zwischen Eltern und Schule, und (3) die Verteilung der Verantwortung für den Erwerb von Disziplin zwischen Schule und Elternhaus. Da Fragen nach kultureller Herkunft und Bildung die Antworten beeinflussen können, wurden die drei Fragenkomplexe in umgekehrter Reihenfolge als hier beschrieben gestellt.

Datenerhebung. Der Fragebogen wurde in Kooperation mit den Städten Bochum und Herne an alle Eltern gemeinsam mit der Einladung zur obligatorischen Schuleingangsuntersuchung verschickt. Die Eltern wurden informiert, dass die Teilnahme anonym und freiwillig erfolge. Sie brachten entweder die ausgefüllten Bögen zur Untersuchung mit oder füllten sie vor Ort erneut aus. Mit diesem Verfahren erreichten wir eine Rücklaufquote von 90,6 Prozent in Bochum und 83 Prozent in Herne.

Deskriptive Merkmale der Stichprobe. Insgesamt nahmen 3.960 Eltern an der Befragung teil (Bochum: $n = 2.723$; Herne: $n = 1.237$). 53 Fälle wurden wegen unvollständiger Angaben ausgeschlossen.

Tabelle 1: Stichprobe nach kulturellem Hintergrund der Kinder und Schulbildung der Mutter

	kultureller Hintergrund				
	Deutsch	Türkisch	Polnisch	Russisch	Andere
N (%)	2418 (61.9)	542 (13.9)	204 (5.2)	125 (3.2)	618 (15.8)
Mutter in Deutschland eingeschult (%)	99.8	42.5	11.0	2.4	45.1
Vater in Deutschland eingeschult (%)	99.7	34.8	23.6	6.9	36.5
Paare mit einem deutschen Partner (%)		7.3	33.3	0.1	36.7
<i>mütterliche Schulbildung (%)</i>					
0-5 Jahre	0.2	22.0	1.0	0.8	5.0
6-8 Jahre	1.3	15.0	5.4	26.2	12.1
9-10 Jahre	44.8	35.3	16.8	39.3	33.7
11-13 Jahre	53.6	27.7	76.7	33.6	49.2

Tabelle 1 gibt eine Übersicht über die Zusammensetzung der Stichprobe. Die ethnischen Kategorien beziehen sich dabei auf den Migrationshintergrund der Kinder. Wir definierten einen Migrationshintergrund als vorliegend, wenn eines der beiden Elternteile eine andere Muttersprache als Deutsch sprach. Die Kategorien „Polnisch“ und „Russisch“ bezogen sich hier nicht auf die ethnische Zugehörigkeit, sondern auf die Muttersprache bzw. das jeweilige Einschulungsland der Eltern. In der Gruppe polnischer Einwanderer lebte darüber hinaus fast ein Viertel ($n = 53$) der Mütter mit einem deutschen Partner zusammen. In der Gruppe „Andere“ sind Familien aus 30 unterschiedlichen Herkunftsländern zusammengefasst.

Beschreibung der Stichprobe. Von den 3.907 Familien, zu denen uns vollständige und verwertbare Daten vorlagen, hatte mehr als ein Drittel (38.1%) einen Migrationshintergrund (Herne: 44.4%; Bochum: 35.3%). Die Verteilung auf die beiden Städte entspricht dem Mikrozensus 2010, demzufolge in kleineren Städten wie Herne häufig etwas mehr, in mittelgroßen Städten wie Bochum etwas weniger Familien mit Migrationshintergrund leben (Statistisches Bundesamt 2011). Die drei Zuwanderergruppen, die groß genug waren für eine differenzierte Analyse, waren Familien mit türkischem (13.9%), polnischem (5.2%) und russischem (3.2%) Migrationshintergrund (siehe Tabelle 1). Lediglich in der Gruppe der türkischen Familien waren viele Eltern (42.5% der Mütter und 34.8% der Väter) schon in Deutschland eingeschult worden. Wenn man jedoch beide Elternteile berücksichtigte, hatten allerdings nur 13.1 Prozent der türkischen Kinder Eltern, die schon beide in Deutschland eingeschult worden waren. In 30.4 Prozent der Familien waren beide Eltern in der Türkei eingeschult worden. Aufgrund der sehr geringen Anzahl an Fällen, bei denen beide Elternteile schon in Deutschland eingeschult wurden, halten wir in den nachfolgenden Modellen eine weitere Differenzierung der Eltern nach dem Einschulungsort nicht für sinnvoll. In der überwiegenden Mehrheit der Familien ist mindestens ein Elternteil im Herkunftsland aufgewachsen.

Statistische Modellierung und Vorabanalysen. Aufgrund der besonderen Bedeutung der mütterlichen Bildung für die Lernmöglichkeiten in den ersten Lebensjahren (Bornstein/Bradley 2003) verwendeten wir ausschließlich die formale Schulbildung der Mutter als Indikator für die Bildung der Eltern. In der weiteren Analyse nutzen wir als Referenzgruppe

die Mütter ohne Migrationshintergrund und mit der höchsten Schulbildung, da wir annahmen, dass sowohl die vorschulische häusliche als auch die außerhäusliche Förderung in dieser Gruppe vergleichsweise besonders gut war und diese Familien den besten Zugang zu den verfügbaren Ressourcen hatten (Niklas/Schneider 2010; Niklas et al. 2013, Sachverständigenrat Integration und Migration 2013). In der statistischen Modellierung dienten als erklärende Größen jeweils der Migrationshintergrund des Kindes und die formale Schulbildung der Mutter. Da die Response-Variablen unterschiedliche Messniveaus aufwiesen, setzten wir zwei unterschiedliche Modelle ein (vgl. Tutz 2000). Wir setzten ein *einfaches Logit-Modell* ein, wenn die Response-Variable einen dichotomen Charakter aufwies, und ein *kumulatives Logit-Modell*, wenn sie ein ordinale Messniveau aufwies. Die Anwendung dieses Modells ist allerdings nur dann sinnvoll, wenn auch tatsächlich parallele Regressionslinien angenommen werden können. Eine Überprüfung dieser Annahme ergab, dass diese Voraussetzung bei insgesamt vier untersuchten Einstellungsfragen erfüllt war.

Ergebnisse

Einfluss von Bildung und Herkunftsland auf die Einstellungen der Eltern. Die Auswertung der dreistufig kodierten Erwartungs- und Einstellungsfragen erfolgte über ein kumulatives Logit-Modell. Hier wurde angenommen, dass die eigentlich interessierende Variable (Einstellung) ein metrisches Messniveau aufweist, aber nur als kategoriale Variable beobachtet wurde, welche mit der metrischen Variablen über ein so genanntes Schwellenwertmodell verbunden ist. Die Schwellen werden geschätzt und in den nachfolgenden Tabellen mit ausgewiesen („Schwelle“). Für die Modellierung wählten wir ein zweistufiges Vorgehen. Zunächst wurde getestet, ob die Schulbildung der Mutter und der Migrationshintergrund des Kindes einen signifikanten Einfluss auf die Zustimmung zu einem Einstellungsitem hatten. So ließ sich herausfinden, ob Unterschiede zwischen den Gruppen mit unterschiedlichem Migrationshintergrund und -status auch dann bestehen bleiben, wenn die Schulbildung der Mutter statistisch kontrolliert wird. Als erklärende Variablen wurden hierfür zwei Dummy-Variablen gebildet: Schulbildung der Mutter (Referenzkategorie: Schulbildung 11-13 Jahre) und Migrationshintergrund (Referenzkategorie: kein Migrationshintergrund).

In einem zweiten Schritt wurden die Modelle um Interaktionsterme erweitert. Sie bezogen das jeweilige Herkunftsland und die Schulbildung der Mutter mit ein. Mit ihrer Hilfe sollte geprüft werden, ob die Kombination aus beiden Komponenten relevant war. Durch die Erweiterung erhielten wir als Referenzkategorie die Kombination aus den Merkmalen „kein Migrationshintergrund“ und Schulbildung der Mutter „11-13 Jahre“. Der Logit-Unterschied zwischen einer bestimmten Kategorie und der Referenzkategorie lässt sich somit direkt aus dem Koeffizienten ablesen. Bei den ordinalen Logit-Modellen zeigte ein negativer Koeffizient auch einen negativen Einfluss auf die Wahrscheinlichkeit für eine Zustimmung zu dem jeweiligen Item an, ein positiver Koeffizient entsprechend einen positiven Einfluss an. Als Maß für die Modellgüte wurden in den Tabellen jeweils die Nagelkerke-R²-Werte ausgewiesen.

Tabelle 2: Erklärung elterlicher Einstellungen mit kumulativen Logit-Modellen

		Vorlesen		Dyadisches Spiel		Verständnis Eltern		Erwartungen an Kindergarten		
Modell		1	2	1	2	1	2	1	2	
Schwelle	Y = 0	-3.90**	-3.93**	-2.80**	-2.78**	-6.60**	-6.62**	-3.22**	-3.21**	
	Y = 1	-1.24**	-1.25**	.29**	.32**	-3.42**	-3.42**	.51**	.53**	
	Y = 2									
Lage	Haupteffekte									
	Schulbildung									
	Mutter									
	< 11-13 J.			.11†					.17*	
	Migrationshintergrund			.19*					.32**	
	Interaktionsterme									
	Kultureller Hintergrund									
	Schulbildung									
	Mutter (J.)									
	deutsch	0-5								
		6-8								1.05*
		9-10								.19*
		11-13 ^a								
	türkisch	0-5								.66*
		6-8								.42†
		9-10								.50*
		11-13								.04
	russisch	0-5								
		6-8								.15
		9-10								-.16
		11-13								.47
	polnisch	0-5								
		6-8								-.36
		9-10								.18
		11-13								.53*
	anderer	0-5								.49
		6-8								.93**
	9-10								.54*	
	11-13								.48**	
Nagelkerke R ²		.06	.07		.01		.08		.02	
		.05	27.44	.85	13.97	1.7	10.9	9.4	28.06	
χ ²		(p = .98)	(p = .10)	(p = .65)	(p = .79)	(p = .43)	(p = .92)	(p = .01)	(p = .10)	
Freiheitsgrad		2	19	2	19	2	19	2	19	
N		3727	3724	3705	3702	3727	3724	3599	3599	

Anmerkung: J. = Jahre. ^a Referenz. † p < .10. *p < .05. **p < .001

Im Bereich der häuslichen Förderung gab es bei der Zustimmung zum täglichen Vorlesen sowohl einen Zusammenhang mit dem Migrationshintergrund als auch mit der Schul-

bildung der Mutter. Der signifikante negative Zusammenhang des Migrationshintergrunds, $\beta = -0.55$, blieb auch bei Kontrolle des Bildungsabschlusses erhalten.² Im nächsten Schritt wurde das Modell um Interaktionsterme erweitert. Die Schätzungen zeigten deutliche Zusammenhänge zwischen der Zustimmung zum täglichen Vorlesen und der Dauer des Schulbesuchs der Mutter. In Tabelle 2 weisen in der Spalte „Vorlesen“ alle signifikanten Koeffizienten bei dem erweiterten Modell negative Werte gegenüber der Referenzkategorie auf. Folglich liegt für diese Referenzgruppe die höchste Wahrscheinlichkeit für eine positive Einschätzung für das tägliche Vorlesen als Vorbereitung auf die Schule vor. Eine etwas niedrigere Wahrscheinlichkeit ergab sich für die höher gebildeten polnischen, $\beta = -0.34$, und türkischen Mütter, $\beta = -0.56$. Erst danach folgten die deutschen Mütter mit mittlerer bzw. einer 9-10 jährigen Schulbildung, $\beta = -0.77$. Mit Ausnahme der Gruppe der polnischen Mütter war in allen anderen ethnischen Gruppen eine Rangfolge nachweisbar; eine mittlere oder höhere Schulbildung erhöhte die Wahrscheinlichkeit für eine positive Einschätzung. Bei den deutschen, polnischen und russischen Gruppen waren die Fallzahlen für Mütter mit einer Schulbildung von 5 Jahren und weniger so gering, dass sie nicht in den Analysen berücksichtigt werden konnten.

Ein etwas anderes Bild ergab sich in Bezug auf die Einstellung, dass es zur Vorbereitung auf die Schule wichtig sei, dass Kinder und Eltern viel gemeinsam spielen (Tabelle 2, Spalte „Dyadisches Spiel“). In diesem Fall zeigte sich ein positiver Zusammenhang mit dem Migrationshintergrund und tendenziell (nur marginal signifikant) auch mit einer geringeren Schulbildung (Modell 1). Im erweiterten Modell vermittelten allerdings nur die Befragten mit türkischem Hintergrund ein eindeutiges Resultat: Bei ihnen stieg die Wahrscheinlichkeit, das dyadische Spielen als wichtig erachtet wurde, mit der Schulbildung der Mutter an. Zudem waren alle Koeffizienten positiv, d.h. die Wahrscheinlichkeit dyadisches Spiel als wichtig zu erachten war generell höher als bei der deutschen Referenzgruppe mit hoher Bildung.

Ein ganz ähnliches Muster wie beim Vorlesen fand sich in Bezug auf die Einstellung, dass es für Kinder wichtig sei, dass Eltern für sie Verständnis haben (Tabelle 2, Spalte „Verständnis Eltern“). Es zeigte sich sowohl ein signifikanter negativer Zusammenhang sowohl mit dem Migrationshintergrund als auch mit niedriger Schulbildung der Mutter (Schulbildung < 11-13 Jahre). Bei dem erweiterten Modell wies wiederum die gut gebildete deutsche Referenzgruppe die höchste Wahrscheinlichkeit für eine positive Einschätzung auf, alle anderen signifikanten Koeffizienten waren negativ. In allen Interaktionsgruppen war zudem die Wahrscheinlichkeit, dass dieser Aussage zugestimmt wurde, bei geringer Schulbildung der Mutter niedriger als bei mittlerer oder höherer Schulbildung.

Bei den Erwartungen der Eltern, dass der Kindergarten für die Vermittlung von Wissen zuständig ist (letzte Spalte, Tabelle 2), zeigten sich positive Zusammenhänge mit dem Migrationshintergrund und der Schulbildung der Mütter. Als wir die Interaktionsterme hinzuzogen, galt dies auch für die deutschen und türkischen Mütter mit niedriger Bildung, nicht jedoch für die türkischen Mütter mit hoher Schulbildung. Ein anderes Bild ergab sich jedoch bei der Gruppe mit einem anderen Migrationshintergrund und mindestens 6 Jahren

2 Dies bedeutet, dass ein Migrationshintergrund – auch bei Kontrolle des Bildungshintergrunds der Mutter – die Chance für die Zustimmung, dass tägliches Vorlesen wichtig ist, um den Faktor $\exp(-0.55) = 0.577$ verringert.

Schulbildung sowie bei den polnischen Eltern mit der höchsten Schulbildung. Sie stimmten der Aussage, dass der Kindergarten für die Vermittlung von Wissen verantwortlich ist, zu.

Tabelle 3: Erklärungen der elterlichen Einstellungen mit binären Logit-Modellen

Modell		Kooperation Eltern/ Schule		Disziplin	
		1	2	1	2
		β			
Haupteffekte		2.47**	2.36**	-0.93**	35.84**
Schulbildung					
Mutter < 11-13 J.		-.26*		.71**	
Migrations- hintergrund		-.59**		1.56**	
Interaktionsterme					
Kultureller Hintergrund	Schulbildung Mutter (J.)				
deutsch	0-5		–		–
	6-8		.35		-.89*
	9-10		-.04		-.63**
	11-13 ^a				
türkisch	0-5		-1.01**		-2.49**
	6-8		-.73*		-2.64**
	9-10		-.87**		-2.53**
	11-13		-.08		-1.98**
russisch	0-5		–		–
	6-8		-.57		-2.64**
	9-10		-.78†		-3.98**
	11-13		-.91*		-1.85**
polnisch	0-5		–		–
	6-8		-.97		-2.97**
	9-10		.35		-1.79**
	11-13		-.59*		-1.81**
andere	0-5		-1.53*		-3.20**
	6-8		-1.14**		-2.30**
	9-10		-.69*		-1.75**
	11-13		-.13		-1.02**
Nagelkerke R ²		.02	.03	.20	.21
N		3726	3718	3673	3670

Anmerkung: J. = Jahre. ^a Referenz. † $p < .10$. * $p < .05$. ** $p < .001$

Die Modellierung der Wahrscheinlichkeit für eine „volle Zustimmung“ zu der Einstellung, dass Eltern und Schule zusammenarbeiten sollten, erfolgte über ein binäres Logit-Modell, da die erste Kategorie kaum besetzt war. Wir fassten die Kategorien „stimme nicht zu“ und „stimme teilweise zu“ zu einer mit Null kodierten Kategorie zusammen. Die signifikanten negativen Logit-Koeffizienten zeigten, dass sich ein Migrationshinter-

grund, $\beta = -0.59$, sowie eine geringere Bildung, $\beta = -0.26$, negativ auf die Zustimmung zu einer Kooperation zwischen Eltern und Schule auswirkten. Bei dem erweiterten Modell gab es in der deutschen Gruppe keine signifikanten Unterschiede zwischen den Bildungskategorien (Tabelle 3, Spalte „Kooperation Eltern/Schule“). Im Falle der Befragten mit türkischem und mit nicht näher spezifiziertem Migrationshintergrund sind die Koeffizienten signifikant. Mit der Schulbildung der Mutter stieg die Wahrscheinlichkeit der Wertschätzung einer Zusammenarbeit zwischen Eltern und Schule. Dies traf jedoch nicht für Familien mit russischem Migrationshintergrund zu; in dieser Gruppe tendierte der Zusammenhang eher in die entgegengesetzte Richtung.

Der dritte Aspekt elterlicher Erwartungen war die Zustimmung zu der Aussage „Ich erwarte, dass mein Kind in der Schule mehr Disziplin beigebracht bekommt als zu Hause“. Auch hier wurde aufgrund der Verteilung der Antworten bei der Analyse ein binäres Logit-Modell verwendet. Als Maß für die Modellgüte wurden in den Tabellen wieder die Nagelkerke- R^2 -Werte ausgewiesen. Die Werte liegen für die ordinalen Logitmodelle zu meist unter 0.1, was darauf hindeutet, dass neben den einbezogenen Variablen auch noch andere, nicht miterfasste Größen für die individuellen Einstellungen relevant sind. Ein relativ hoher Wert von 0.21 ergab sich dagegen bei dem Logit-Modell für die elterliche Einstellung zur Disziplin. Die Ergebnisse waren eindeutig: Sowohl bei Eltern mit geringer Bildung als auch bei Eltern mit Migrationshintergrund war die Wahrscheinlichkeit höher, dass sie dieser Aussage zustimmten. Unsere Ergebnisse zeigten zudem bei dem erweiterten Modell eine deutliche Abweichung aller Teilstichproben von der Referenzgruppe. Alle anderen Interaktionsgruppen erwarteten mehr Disziplinvermittlung von der Schule als die Referenzgruppe (vgl. Tab. 3, letzte Spalte). Wie sich aus den Koeffizienten des binären Logit-Modells ablesen lässt, stimmten in allen Herkunftsgruppen Eltern mit der höchsten Bildung der Delegation von Disziplin an Schulen weniger zu als Eltern mit geringer Schulbildung derselben Herkunftsgruppe. Dies weist deutlich auf einen Zusammenhang mit dem elterlichen Bildungsniveau hin, auch wenn dieser nicht linear ist. Besonders hohe Zustimmung erhielt die Aussage von russischen Eltern mit mittlerer Schulbildung, gefolgt von Eltern aus der Gruppe mit nicht näher spezifiziertem Migrationshintergrund und geringster Schulbildung.

Zusammenfassend zeigten die Analysen der elterlichen Einstellungen sowohl Zusammenhänge mit der Bildung der Eltern als auch mit ihrem Migrationshintergrund. Dies traf auch für die in erweiterten Modellen gebildeten Untergruppen zu. Unabhängig vom Migrationshintergrund zeigte sich innerhalb der verschiedenen Substichproben in den meisten Fällen das Muster, dass Eltern mit höherer Bildung (1) mehr Wert auf das tägliche Vorlesen legten, (2) überzeugt waren, dass Eltern Verständnis für ihre Kinder haben sollten, (3) geringe Erwartungen an Kindergärten in Hinblick auf die Vermittlung von schulrelevantem Wissen hatten und (4) weniger bereit waren, die Vermittlung von Disziplin an Schulen zu delegieren. Bei den Erwartungen an die Disziplinvermittlung durch die Schule zeigte sich, dass die Referenzgruppe der deutschen Eltern mit guter Bildung weit von allen Eltern mit Migrationshintergrund und einer vergleichbaren Bildung abwichen und dies deutlich nicht als eine Aufgabe der Schule ansah. Gleichzeitig zeigte sich auch innerhalb der Subgruppen meistens ein deutlicher Zusammenhang zwischen Bildung und Disziplin-erwartungen – je höher die Bildung der Mütter, desto geringer war die Erwartung, dass die Schule für die Vermittlung von Disziplin zuständig sei.

Darüber hinaus fanden wir auch Interaktionen zwischen Bildung und den unterschiedlichen Herkunftsgruppen. So hatten vor allem polnische Eltern mit hoher Bildung die Erwartung, dass der Kindergarten die Kinder auf die Lernanforderungen in der Schule gut vorbereiten sollte, während türkische und deutsche Eltern mit hoher Bildung hier die geringsten Erwartungen hatten. Bei den Erwartungen der Eltern an die Kooperation mit der Schule fanden wir bei den deutschen Familien keinen Zusammenhang mit mütterlicher Bildung. Diese Erwartungen waren bei nahezu allen deutschen Eltern hoch. Bei den türkischen Familien sowie bei der Gruppe mit nicht näher spezifiziertem Migrationshintergrund hingegen war die Wahrscheinlichkeit, dass Kooperation mit der Schule als wichtig erachtet wurde, umso größer, je höher die Bildung der Mütter war. Bei den Müttern türkischer Herkunft mit hoher Bildung passte dieser Befund damit zusammen, dass sie überwiegend in Deutschland eingeschult worden waren und dass sie dementsprechend mit dem hiesigen Schulsystem und den Anforderungen, die an die Eltern gestellt werden, vertraut waren. Bei türkischen und bei polnischen Eltern stieg mit zunehmender Bildung auch die Wahrscheinlichkeit, dass sie dem gemeinsamen Spielen mit ihren Kindern als Vorbereitung auf den Schulbeginn mehr Wert beimaßen als die Referenzgruppe.

Tabelle 4: Schätzung zur Länge des Kindergartenbesuchs mit binären Logit-Modellen

Modell	Kindergartenzeit	
	1	2
	β	
Konstante	-3.09**	
Haupteffekte		
Schulbildung		
Mutter < 11-13 J.	.65**	
Migrationshintergrund	1.18**	
Interaktionsterme		
Kultureller Hintergrund	Schulbildung Mutter (J.)	
deutsch	< 9	1.81**
	9-10	.88**
	11-13 ^a	
türkisch	< 9	2.47**
	9-10	1.96**
	11-13	1.49**
russisch	< 9	1.58*
	9-10	1.54**
	11-13	2.03***
polnisch	< 9	.96
	9-10	.49
	11-13	1.71**
anderer	< 9	2.11**
	9 - 10	1.53**
	11 - 13	1.18**
Nagelkerke R ²	.09	.11
N	3787	3787

Anmerkung: J. = Jahre. ^a Referenz. † p < .10. *p < .05. **p < .001

Besuch des Kindergartens. In unserer Stichprobe besuchten nahezu alle Kinder den Kindergarten an fünf Tagen pro Woche. In allen Gruppen lag der Anteil derjenigen, die nie oder weniger als ein Jahr im Kindergarten waren, unter einem Prozent. Auch hier führten wir eine multivariate Prüfung über ein einfaches Logit-Modell durch. In dem Modell wurde die Untersuchungsvariable „Länge des Kindergartenaufenthaltes“ durch eine dichotome Variable „weniger als drei Jahre“ und „drei Jahre und mehr“ gebildet. Die deutschen Mütter mit höchster Schulbildung bildeten die Referenzkategorie. Der Logit-Koeffizient nahm bei einem türkischen Hintergrund und einer Schulbildung von unter neun Jahren den höchsten signifikanten Wert an, $\beta = 2.47$. Damit war die Wahrscheinlichkeit, dass die Kinder weniger als drei Jahre einen Kindergarten besuchten, in dieser Gruppe am höchsten. Sowohl bei einem deutschen als auch bei einem türkischen und nicht näher spezifizierten Hintergrund stieg mit zunehmender Bildung der Eltern (vgl. Tab. 4) die Wahrscheinlichkeit an, dass die Kinder mehr als drei Jahre einen Kindergarten besuchten, an. Dieser Zusammenhang ließ sich allerdings nicht bei den polnischen und russischen Eltern beobachten. Hier war bei einer hohen Schulbildung der Mutter die Wahrscheinlichkeit, dass die Kinder weniger als drei Jahre einen Kindergarten besuchten, besonders hoch.

Tabelle 5: Dauer des kindlichen Fernsehkonsums an Wochentagen nach Herkunft und Bildung der Mutter

	kultureller Hintergrund											
	Deutsch		Türkisch		Polnisch		Russisch		Andere			
mütterliche Schulbildung (Jahre)	9-10	11-13	<9	9-10	11-13	9-10	11-13	9-10	11-13	<9	9-10	11-13
Dauer Fernsehkonsum unter der Woche ^a												
< 5 min	7,4	17,2	1,1	0,6	3,5	0	3,4	4,3	15,8	6,1	3,5	9,8
5 - 30 min	22,1	35,5	4,3	11,7	12,5	6,1	18,2	4,3	21,1	8,1	16,2	21,3
30 - 60 min	46,4	36,2	30,3	39,1	36,8	45,5	41,2	39,1	28,9	23,2	34,8	34,6
60 - 120 min	19,4	9,7	33	34,6	35,4	36,4	25,7	34,8	23,7	33,3	31,3	23,1
120 - 180 min	3,7	1,1	17,3	7,3	7,6	6,1	8,1	15,2	10,5	11,1	6,1	6,3
> 180 min	1	0,3	14,1	6,7	4,2	6,1	3,4	2,2	0	18,2	8,1	4,9

^a Prozent der Substichprobe

Fernsehkonsum. Der berichtete Fernsehkonsum der Schulanfänger wurde auf einer 6-stufigen Skala erfasst, wobei die Ausprägungen teilweise unterschiedliche Zeitspannen in Minuten darstellten. Tabelle 5 zeigt die Häufigkeitsverteilung dieser Variablen für den Fernsehkonsum an Werktagen. Um Unterschiede im Fernsehkonsum im Hinblick auf die Bildung und den Migrationshintergrund der Mutter darstellen zu können, wurden lineare Regressionen gerechnet. Als abhängige Variable diente allerdings nicht der approximativ berechnete Minutenwert sondern der konkrete Punktwert der Kategorie (0-6).³ Auch in die-

³ Die Approximation der Minutenwerte über die Kategorienmitten führte zu einer starken linkssteilen Verteilung, so dass die Annahme einer normalverteilten abhängigen Variablen für die Berechnung

sem Fall wurde ein zweistufiges Vorgehen gewählt. Zunächst wurde der Einfluss der Schulbildung sowie des Migrationshintergrunds getrennt ermittelt. Im zweiten Schritt wurde das Modell um Interaktionsterme erweitert. Die Schätzungen in Tabelle 6 zeigen, dass sowohl eine geringere Schulbildung als auch ein Migrationshintergrund die Wahrscheinlichkeit des Fernsehkonsums eines Kindes erhöhten. Im erweiterten Modell zeigte sich, dass unter der Woche in allen Gruppen mit steigender Schulbildung der Mutter die Länge des Fernsehkonsums abnahm. Kinder deutscher Mütter mit hoher Schulbildung gehörten so zur Gruppe mit dem niedrigsten Fernsehkonsum. Für das Wochenende galt im Prinzip ähnliches, hier bildete nur die polnische Gruppe mit niedriger Schulbildung (< 9 Jahren) eine Ausnahme.

Tabelle 6: Schätzung des Fernsehkonsums nach Schulbildung und Migrationshintergrund mit linearen Regressionsmodellen

Modell		Fernsehkonsum			
		Montag bis Freitag		Samstag und Sonntag	
		1	2	1	2
		β			
Konstante		1.43**	1.43**	2.03**	2.02**
Haupteffekte					
Schulbildung Mutter < 11-13 J.		.51**		.45**	
Migrationshintergrund		.77**		.62**	
Interaktionsterme					
Kultureller Hintergrund	Schulbildung Mutter (J.)				
deutsch	< 9		.82**		.55*
	9-10		.50**		.47**
	11-13 ^a				
türkisch	< 9		1.60**		1.35**
	9-10		1.14**		.92**
	11-13		1.01**		.84**
russisch	< 9		1.36**		1.26**
	9-10		1.16**		1.05**
	11-13		.49*		.47*
polnisch	< 9		1.57**		1.16*
	9-10		1.18**		1.30**
	11-13		.84**		.84**
anderer	< 9		1.47**		1.12**
	9-10		1.02**		.84**
	11-13		.67**		.48**
R ² (adj)		.17	.18	.08	.08
N		3726	3726	3561	3561

Anmerkung: J. = Jahre. ^a Referenz. † p < .10. *p < .05. **p < .001

Extracurriculare Bildungsangebote. In der Gesamtstichprobe hatten 73.8 Prozent aller Kinder vor dem Einschulungstermin an extracurricularen Angeboten teilgenommen. Tabelle 7

der Standardfehler nicht gegeben war. Die Verteilung über die Klassen hinweg war dagegen annähernd normalverteilt.

fasst die Teilnahmehäufigkeit nach Muttersprache der Kinder für die betrachteten vier Gruppen zusammen.

Tabelle 7: Teilnahme an Eltern-Kind-Kursen

	Deutsch	kultureller Hintergrund Türkisch	Polnisch	Russisch
Durchschnittliche Anzahl Kurse M (SD) Teilnahme* (%)	2.33 (0.52)	0.59 (0.90)	1.37 (1.35)	0.89 (1.21)
mind. 1 Kurs	85.1	49.3	65.1	65.9
Krabbelgruppe	53.3	6.2	24.3	8.8
Schwimmen	54.9	16.2	32.6	24.8
Turnen	56.3	17.1	39.4	20.8
andere Sportarten	32.6	15.4	21.1	22.4
Musik	35.7	4.9	19.7	12.8
Sprache	11.0	15.6	7.3	32.8

* Mehrfachnennungen möglich

Die deutschsprachigen Kinder hatten vor der Einschulung im Durchschnitt an mehr als zwei extracurricularen Angeboten teilgenommen; 85 Prozent hatten mindestens einen Kurs besucht. Alle zugewanderten Familien wiesen eine geringere Partizipation auf. Auffällig war die vergleichsweise geringe Teilnahme türkischer Kinder und ihrer Eltern an allen Kursen. Besonders der Anteil türkischer Kinder, die als Säuglinge oder Kleinkinder mit ihren Eltern in Krabbelgruppen besucht hatten, sowie solche, die bis zum sechsten Lebensjahr eine musikalische Förderung erhalten hatten, war verschwindend gering. Diese Angebote wurden überwiegend von deutschen und polnischen Eltern nachgefragt. Dagegen wurden Schwimm-, Sport- und Turnangebote in allen vier Gruppen am häufigsten wahrgenommen.

In einer letzten Analyse, deren Ergebnisse hier aus Platzgründen nicht weiter dargestellt werden, modellierten wir die Wahrscheinlichkeit für eine Kursteilnahme in Abhängigkeit vom Migrationshintergrund und der Schulbildung der Mutter. Es wurde hierfür ein einfaches Logit-Modell geschätzt und wiederum die Gruppe der deutschen Mütter mit dem höchsten Bildungsniveau als Referenzgruppe gewählt. Die Schätzergebnisse zeigten, dass alle Koeffizienten negativ und signifikant waren. Das bedeutet, dass die Referenzkategorie die größte Wahrscheinlichkeit für eine Kursteilnahme aufwies. Erkennbar war, dass bis auf Eltern mit russischem Hintergrund in allen Gruppen die Wahrscheinlichkeit für eine Kursteilnahme der Kinder mit dem Bildungsniveau der Mütter anstieg. Vergleich man nur Mütter mit Abitur oder Fachabitur, so wiesen die Kinder, deren Familien aus der Türkei stammten, die geringste Wahrscheinlichkeit für eine Teilnahme auf (Tabelle wird aus Platzgründen nicht dargestellt, kann aber von den Autoren angefordert werden). In Hinblick auf die Teilnahmefrequenz nahm in allen vier Gruppen mit steigender Schulbildung der Mütter der Anteil an Kindern zu, die einen oder mehrere Kurse besucht hatten. Die meisten Kurse wurden von deutschen Müttern mit Abitur oder Fachabitur besucht; in 92% dieser Familien nahmen die Kinder an durchschnittlich drei Kursen bis zur ihrer Einschulung teil.

Diskussion

Unsere Analysen zeigten einen Zusammenhang zwischen mütterlicher Bildung und den Einstellungen der Eltern, häuslichen Aktivitäten wie Vorlesen und Fernsehen, der Partizipation der Kinder an extracurricularen Angeboten sowie der Länge des Kindergartenbesuchs. Gleichzeitig fanden wir aber auch deutliche Unterschiede sowohl zwischen Eltern mit und ohne Migrationshintergrund als auch innerhalb jeder Gruppe. Wir werden im Folgenden die Ergebnisse unter zwei Aspekten zusammenfassen – den Indikatoren für den Anregungsgehalt des familiären und außerfamiliären Alltags sowie den Erwartungen der Eltern an Kindergarten und Schule.

Familiärer und außerfamiliärer Alltag

Für die von uns erhobenen Indikatoren für den Anregungsgehalt des familiären und außerfamiliären Alltags fanden wir in nahezu allen Bereichen und Herkunftsgruppen den erwarteten Zusammenhang mit dem mütterlichen Bildungsniveau. Je höher die Schulbildung der Mütter, desto weniger schauten die Kinder fern, desto mehr Kurse wurden von ihnen besucht und desto wichtiger fanden es ihre Eltern, dass Kindern vorgelesen wird und dass ihre Eltern für sie Verständnis haben. Bei den türkischen Familien kam hinzu, dass diejenigen Eltern, die über eine höhere Schulbildung verfügten, überproportional häufig schon hier aufgewachsen waren. Das bedeutet für das Vorlesen, dass hier neben dem Zusammenhang von Bildung für diese Gruppe auch ein einfacherer Zugang zu geeigneten Büchern wahrscheinlich war, da sie auch auf deutsche Bücher zurückgreifen können. Der Zusammenhang zwischen Vorlesen und Bildung zugewanderter Eltern entspricht den Ergebnissen anderer Studien (Jäkel et al. 2011; Niklas et al. 2013).

Darüber hinaus zeigten sich jedoch Unterschiede zwischen Kindern aus deutschen und aus zugewanderten Familien. Eltern aus zugewanderten Familien berichteten über einen sehr viel höheren Fernsehkonsum ihrer Kinder als Eltern deutscher Herkunft, sie maßen dem Vorlesen einen geringeren und dem gemeinsamen Spiel einen höheren Stellenwert zu, die Kinder begannen erst später mit dem Kindergartenbesuch und die Wahrscheinlichkeit, dass die Kinder an Eltern-Kind-Kursen oder anderen extracurricularen Angeboten teilgenommen hatten, war deutlich geringer, auch wenn ihre Eltern zur Gruppe mit dem höchsten Bildungsgrad gehörten.

Hinsichtlich der Bedeutung, die dem dyadischen Spiel zugemessen wird, unterscheiden sich die polnischen und vor allem die türkischen Eltern von den deutschen Eltern und von allen anderen Gruppen. Die polnischen Mütter aus der höchsten Bildungsgruppe sowie die türkischen Mütter, die 6 oder mehr Jahre Schulbildung hatten, maßen dem gemeinsamen Spiel mit ihren Kindern einen vergleichsweise hohen Stellenwert zu. Unsere Daten beruhten auf Selbstauskünften der Eltern. Falls sich beispielsweise durch Beobachtungsdaten verifizieren ließe, dass Eltern anderer Herkunftsgruppen das gemeinsame Spiel mit ihren Kindern besonders schätzen und ihm große Bedeutung zumessen, hätte dies möglicherweise Konsequenzen für zukünftige Studien. So sollte die Forschung neben dem Vorlesen auch dem dyadischen Spiel im Alltag mehr Aufmerksamkeit widmen, beispielsweise im Hinblick auf die Bedeutung für die kindliche Sprachentwicklung (Levy 1984; Newland et al. 2001).

Neben der Nutzung außercurricularer Angebote untersuchten wir die außerfamiliäre Betreuung in Krippe und Kindertagesstätte. Unsere Daten zeigten ein heterogenes Bild.

Bei den polnischen und russischen Familien besuchten die Kinder der Mütter mit hoher Bildung vergleichsweise kürzer einen Kindergarten. Die polnischen Familien mit gut gebildeten Müttern hatten – wie weiter unten berichtet wird – hohe Erwartungen daran, dass der Kindergarten seinem Bildungsauftrag nachkommt. In der NUBBEK-Studie, deren Stichprobe als eine der wenigen Studien neben türkischen auch eine überproportional große Anzahl von russischen Familien enthielt, ergab sich kein Unterschied zwischen türkischen und russischen Familien hinsichtlich des Eintrittsalters in den Kindergarten. In beiden Gruppen war dies später als bei den deutschen Familien. Allerdings wurden die Daten retrospektiv für Vierjährige erhoben und Kinder, die erst kurz zuvor in den Kindergarten aufgenommen worden waren, wurden nicht in der Stichprobe berücksichtigt (Tietze et al. 2013). Bei den deutschen und türkischen Familien hingegen zeigte sich im Einklang mit anderen Studien der erwartete Zusammenhang – je höher die Bildung der Eltern, desto größer war die Wahrscheinlichkeit, dass sie 3 oder mehr Jahre vor dem Eintritt in die Schule eine Kindertagesstätte besucht hatten (Bock-Famulla/Lange 2011; Sachverständigenrat Integration und Migration 2013; Bensel et al. 2013). Da überproportional viele Eltern aus der Türkei nur eine geringe Schulbildung hatten, war hier der Anteil der Kinder, die weniger als drei Jahre den Kindergarten besucht hatten, vergleichsweise hoch.

Erwartungen an Kindergarten und Schule

In unserer Untersuchung fanden wir einen deutlichen Zusammenhang zwischen den Erwartungen der Eltern an Schule und Kindergarten und dem elterlichen Bildungsniveau. Bei den deutschen und türkischen Eltern hatten diejenigen mit geringer Schulbildung höhere Erwartungen an die Rolle des Kindergartens bei der Vorbereitung der Kinder auf die Schule. Dagegen hatten die polnischen Eltern mit höherer Bildung auch höhere Erwartungen an den Kindergarten als Bildungsinstitution und diese Gruppe zog es vor, ihre Kinder für weniger Jahre in die Kindertagesbetreuung zu schicken als alle anderen Gruppen mit hoher Bildung. Die sich seit einigen Jahren vollziehende Neuorientierung im Bereich der Kindergärten und Kindertagesstätten, ihren Bildungsauftrag mehr in den Vordergrund zu stellen, entspricht damit den Hoffnungen und Erwartungen vieler Eltern mit Migrationshintergrund. Sowohl die NUBBEK-Studie (Bensel et al. 2013) als auch die Auswertungen der AID:A-Studie (Sachverständigenrat für Migration 2013) zeigen, dass zugewanderte Eltern sehr viel Wert darauf legen, dass ihre Kinder eine qualitativ gute, aber auch kultursensible Betreuung erfahren.

Eltern mit Migrationshintergrund sowie deutsche Eltern mit niedriger Bildung hatten höhere Erwartungen daran, dass die Schule für die Disziplin der Kinder verantwortlich ist als die Referenzgruppe der deutschen Eltern mit hoher Schulbildung. Die Wertschätzung der Kooperation zwischen Eltern und Schule wurde von den deutschen Familien hoch, von den anderen Gruppen jedoch unterschiedlich bewertet. Bei den türkischen Familien sowie bei der Gruppe mit nicht näher spezifiziertem Migrationshintergrund stieg mit der Bildung der Mutter auch die Wahrscheinlichkeit, dass die Wertschätzung für die Kooperation hoch war, wohingegen dieser Zusammenhang bei den Familien mit russischem Hintergrund in die entgegengesetzte Richtung tendierte. Die vorliegende Untersuchung kommt zu ähnlichen Ergebnissen wie eingangs beschriebene Studien (Relikowski et al. 2012; Jäkel/Leyendecker 2008; Kohl et al. 2013), insofern als Eltern, die keine Erfahrung mit dem deutschen Schulsystem hatten, die Bedeutung, die sie selbst für den Bildungsprozess ihrer

Kinder haben, unterschätzten bzw. sich erhofften, dass die Schule mehr Verantwortung für Bildung und für die Vermittlung von Disziplin übernimmt. Lediglich für die Kooperation zwischen Eltern und Schule fanden wir nicht für alle von uns untersuchten Herkunftsgruppen das gleiche Muster. Gleichzeitig zeigten die soziodemographischen Daten auch die Heterogenität innerhalb der Zuwanderergruppen. Diese zeigte sich sowohl bei der Zuwanderungsgeschichte und -generation als auch bei der formalen Bildung der Eltern. Die Gruppe der türkischen Mütter, von denen etwas mehr als ein Fünftel maximal 5 Jahre Schulbildung, ein weiteres Fünftel jedoch mindestens 11 Jahre Schulbildung hatten, war hier besonders heterogen. Faktoren wie diese tragen dazu bei, dass Bildung und ethnischer Hintergrund nur einen Teil der Varianz aufklären können.

Stärken und Schwächen der Studie

Über den (Bildungs-)Alltag von Familien mit Migrationshintergrund wissen wir nach wie vor recht wenig. Eine Stärke der Studie liegt darin, dass es uns gelang, Einblick in die frühen Alltagserfahrungen der Kinder von Eltern zu erhalten, die für die Forschung nicht ohne weiteres zugänglich sind. Die Daten erlaubten uns, sowohl innerhalb der deutschen Stichprobe als auch innerhalb der drei größten Zuwanderergruppen in Deutschland den Zusammenhang von Bildung einerseits und von Migrationshintergrund andererseits mit den frühen Erfahrungsumwelten von Kindern zu erforschen. Um auch Eltern, die wenig lesen und wenig selbst schreiben, dazu zu motivieren, einen Fragebogen auszufüllen, mussten wir diesen so knapp wie möglich halten. Dies ging mit methodischen Einschränkungen einher. Beispielsweise verzichteten wir zugunsten von Einzelitems weitgehend auf Skalen und erhoben von den Müttern und Vätern nur das Land der Einschulung und zum Beispiel nicht das Geburtsland oder gegebenenfalls das Alter bei Migration. Somit erfassten wir den Anregungsgehalt der häuslichen Umwelt lediglich durch wenige Items und daher vergleichsweise grob. Andere wichtige Aspekte, wie beispielsweise andere gemeinsame Aktivitäten oder das Vorhandensein von Büchern erfassten wir nicht. Weiterhin ist kritisch anzumerken, dass es sich hier um Selbstauskünfte der Eltern handelte, sodass eine Verzerrung hinsichtlich sozial erwünschter Antworten nicht auszuschließen war. Bei den Familien mit Migrationshintergrund stellt sich darüber hinaus grundsätzlich die Frage, ob Indikatoren, die bei deutschen Kindern im Zusammenhang mit der Entwicklung ihrer Kompetenzen stehen, im gleichen Maße geeignete Indikatoren bei Kindern aus zugewanderten Familien sind. Hier fehlen objektive Testdaten, die es erlauben würden, einen Zusammenhang zwischen den Einstellungen der Eltern, den erhobenen Alltagsaktivitäten der Kinder und ihrem Entwicklungsstand festzustellen.

Bildung und sozioökonomischer Status bleiben wichtig, darüber hinaus ist jedoch anzunehmen, dass die familiäre Entwicklungsumwelt dieser Kinder durch sozio-kulturelle und sozioökonomisch bedingte Variabilität gekennzeichnet ist (Becker-Stoll et al. 2013; Keller 2007; Niklas/Schneider 2010). Obwohl unsere Stichprobe mit knapp 4.000 Familien recht groß war, war es uns nicht möglich, neben Familien mit Wurzeln in der Türkei, der früheren Sowjetunion und Polen noch weitere Gruppen nach Herkunftsländern zu bilden. Aber selbst für diese drei vergleichsweise großen Zuwanderungsgruppen sind Studien, die es erlauben würden, Ergebnisse zu überprüfen und zu vergleichen, nur in geringem Maße vorhanden.

Implikationen und Handlungsbedarf

In klassischen Einwanderungsländern wie den USA, den Niederlanden oder England leben unterschiedliche ethnische Gruppen teilweise schon seit vielen Generationen. Deutschland ist hingegen noch ein recht junges Einwanderungsland und unsere Studie zeigte, dass die überwiegende Mehrzahl der Kinder aus zugewanderten Familien mindestens einen Elternteil hatte, der im Herkunftsland aufgewachsen war. Dieses Phänomen hat entwicklungspsychologische und familienpsychologische Konsequenzen. Aus einer familienpsychologischen Perspektive stellt sich insbesondere für türkische Familien die Frage, was es für die Dynamik in den Familien bedeutet, wenn Eltern mit unterschiedlichen Sozialisationserfahrungen zusammenkommen und Kinder erziehen. Wir wissen auch nicht, was es für die Beziehung der Partner untereinander bedeutet, denn ein Partner hat zumindest anfangs den privilegierten Aufenthaltsstatus und außerdem häufig weitere Familie in Deutschland, während der andere in die hier lebende Familie einheiratet. Aus einer entwicklungspsychologischen Perspektive stehen alle Kinder mit Migrationshintergrund vor der Aufgabe, nicht einfach nur Teil der Mehrheitsgesellschaft zu werden, sondern sowohl mit der Herkunfts- als auch mit der Aufnahmegesellschaft interagieren zu können (Suarez-Orozco/Suarez-Orozco 2001). Unsere Studie zeigte, dass in der Mehrheit der zugewanderten Familien mindestens ein Elternteil im Herkunftsland aufgewachsen war. Dies erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass die Herkunftssprache auch die bevorzugte Familiensprache ist. Der Elternteil, der im Herkunftsland aufgewachsen ist, wird in der Regel die deutsche Sprache nur als eine Lernversion sprechen und sie nicht so gut beherrschen wie das Kind, das hier aufgewachsen ist. Dies bedeutet für die Kinder, dass der Erwerb von bilingualen ebenso wie von bikulturellen Kompetenzen eine wichtige Ressource darstellt, die es ihnen erlaubt, sowohl mit ihren Eltern und Großeltern zu kommunizieren als auch in den Bildungsinstitutionen zurechtzukommen und die Gelegenheiten, die sich ihnen bieten, auszuschöpfen (Chumak-Horbatsch 2012).

Wir gehen davon aus, dass das Verständnis für die Zusammenhänge zwischen Entwicklungsprozessen und den Kontexten, in denen Kindern aufwachsen und in denen sie sich bewegen, wichtig ist, um zu verstehen, wie eine positive Entwicklung der Kinder gefördert und wie eine problematische Entwicklung verhindert oder minimiert werden kann (Guerra et al. 2011). Bei Eltern mit geringerer Bildung ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass sie auch über ein geringeres Einkommen verfügen, bei zugewanderten Eltern ist nicht gesichert, dass die im Herkunftsland erworbenen Bildungsabschlüsse in Deutschland zu einer adäquaten beruflichen Stellung führen. Hinzu kommt, dass Freunde und Familie wahrscheinlich teilweise oder sogar überwiegend im Herkunftsland wohnen können und so die Unterstützung durch ein informelles Netzwerk geringer ist. Wenn diese sozioökonomischen Benachteiligungen vorhanden sind bedeutet dies, dass Eltern über weniger Ressourcen für sich und für ihre Kinder verfügen (Hoff et al 2002) und ihr alltäglicher Stress wahrscheinlich höher ist als bei Eltern, die über mehr Ressourcen verfügen (Crnic/Low, 2002). Dazu passt der hier festgestellte Zusammenhang bei den türkischen Familien mit niedriger oder mittlerer Bildung (ebenso wie bei anderen Familien mit niedriger Bildung), dass die Vermittlung von Disziplin an die Schule delegiert wird, dass die Mütter erwarten, dass der Kindergarten mehr Verantwortung für die Vorbereitung auf die Schule übernimmt ebenso wie der vergleichsweise hohe Fernsehkonsum der Kinder und die geringe Bedeutung, die dem Vorlesen zugemessen wird.

Britto et al. (2011) weisen darauf hin, dass die Qualität früher Entwicklungsförderung eines Landes daran gemessen werden kann, welche Programme angeboten werden und wer welche Programme nutzt. Ein wichtiges Kriterium sehen sie u.a. darin, ob auch Kinder mit Migrationshintergrund und Kinder aus sozialschwachen Familien dieselben Zugangsmöglichkeiten haben wie Kinder aus der Majoritätsbevölkerung bzw. wie Kinder aus wohlhabenden Familien. Nicht nur die formale Zugangsmöglichkeit, an solchen entwicklungsfördernden Programmen teilzunehmen, sondern auch die Sicherstellung der Information aller Eltern hierüber und die Adaptation der Programme entsprechend der Bedürfnisse aller Familien, beschreiben sie als ein wichtiges Merkmal von Qualität und von Verteilungsgerechtigkeit. Hier zeigte unsere Studie, dass im Hinblick sowohl auf die Bildung als auch auf den Migrationshintergrund der Eltern bei der Nutzung vorschulischer Förderung deutliche Unterschiede bestehen. Auch zugewanderte Eltern mit höherer formaler Schulbildung hatten offensichtlich einen geringeren Zugang zu den extracurricularen Angeboten und ihre Kinder kamen erst später in den Kindergarten. Eltern-Kind-Kurse für Unter-Dreijährige haben neben ihrem Anregungsgehalt für die Kinder noch weitere Funktionen. Sie erlauben Eltern, sich mit anderen Eltern zu vernetzen und so möglicherweise Spielgelegenheiten für die Kinder zu finden. Darüber hinaus bieten sie Kindern in einem geschützten Rahmen die Möglichkeit, wichtige Kompetenzen für den Umgang mit anderen Kindern in einer Gruppensituation zu erwerben und können so dazu beitragen, den Übergang in den Kindergarten zu erleichtern (Leyendecker/De Houwer 2011). Abschließend stellt sich deshalb die Frage, ob die soziodemographischen Merkmale Bildung und Migrationshintergrund wirklich eine gute Erklärung für die geringere Inanspruchnahme sind, oder ob es nicht vielmehr daran liegen könnte, dass die Angebote primär auf gebildete deutsche Eltern, die sich auch von den Gebühren für diese Kurse nicht abschrecken lassen, zugeschnitten sind. Diese haben darüber hinaus besseren Informationszugang zu extracurricularen Angeboten ebenso wie zu den häufig schwierigen Wegen in eine frühe Betreuung (z.B. der Anmeldung des Kindes in mehreren Krippen oder Kindertagesstätten direkt nach der Geburt). Neuere Initiativen der Kommunen, wie beispielsweise die Aktivitäten der Stadt Herne, schon früh auf Eltern zuzugehen und sie und ihre Zweijährigen schon einmal pro Woche nachmittags in den Kindergarten einzuladen, oder die Initiative der Stadt Mülheim an der Ruhr, Kindertagesstätten in *Early Excellence Centres* umzuwandeln sind *best-practice*-Beispiele sowohl für Elternarbeit als auch für die von den Eltern gewünschte hohe Qualität von Kindertagesstätten. Gerade wenn Eltern über geringe Ressourcen verfügen sind sie darauf angewiesen, dass auf sie zugegangen wird, ihnen niedrigschwellige Angebote gemacht werden und dass sie einen Zugang zur bestmöglichen Förderung ihrer Kinder bekommen.

Danksagung

Wir bedanken uns bei der VolkswagenStiftung für die Projektförderung im Rahmen der Studiengruppen zu Migration und Integration, bei den beteiligten Städten Bochum und Herne, und bei den anonymen Gutachter(inne)n für ihre sehr hilfreiche und konstruktive Kritik.

Literatur

- Ahnert, L. (2008). Entwicklung in kombinierter familiärer und außerfamiliärer Kleinkind- und Vorschulbetreuung. In Hasselhorn, M. & Silbereisen, R. K. (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie, Serie V (Entwicklung), Band 4: Psychologie des Säuglings- und Kleinkindalters*. Göttingen: Hogrefe, S. 373-408.
- Anders, Y., Rossbach, H.-G., Weinert, S., Ebert, S., Kuger, S. & von Maurice, J. (2012). Home and pre-school learning environments and their relations to the development of early numeracy skills. *Early Childhood Research Quarterly*, 27, 2, S. 231-244.
- Baumert, J. (2011). *Expertenrat „Herkunft und Bildungserfolg“. Empfehlungen für Bildungspolitische Weichenstellungen in der Perspektive auf das Jahr 2020 (BW2020)*. Baden-Württemberg: Ministerium für Kultus, Jugend und Sport. www.kultusportal-bw.de/servlet/PB/show/1285001/ExpertenberichtBaW%FC_online.pdf, [Stand 2012-02-15].
- Baumert, J. (Hrsg.) (2001). PISA 2000. *Basiskompetenzen von Schülern und Schülerinnen im internationalen Vergleich*. Opladen: Leske + Budrich.
- Baumert, J., Stanat, P. & Watermann, R. (2006) (Hrsg.), *Herkunftsbedingte Disparitäten im Bildungswesen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Becker, B. (2006). Der Einfluss des Kindergartens als Kontext zum Erwerb der deutschen Sprache bei Migrantenkinder. *Kölner Zeitschrift für Soziologie*, 35, S. 449-464.
- Becker-Stoll, F., Agache, A., Beckh, K., Berkic, J., Döge, P., Keller, H., Leyendecker, B., Mayer, D., Otyakmaz, B. & Quehenberger, J. (2013). Strukturen und Qualitätsmerkmale in der Familienbetreuung. In Tietze, W., Becker-Stoll, F., Bensel, J., Eckhardt, A. G., Haug-Schnabel, G., Kalicki, B., Keller, H. & Leyendecker, B. (Hrsg.), *NUBBEK. Nationale Untersuchung zur Bildung, Betreuung und Erziehung in der frühen Kindheit*. Weimar: das netz, S. 89-106.
- Bensel, J. et al. 2013. Betreuungsgeschicht und aktuelle Betreuungssituation. In Tietze, W., Becker-Stoll, F., Bensel, G., Eckhardt, A. G., Haug-Schnabel, G., Kalicki, B., Keller, H. & Leyendecker, B. (2013) (Hrsg.), *NUBBEK. Nationale Untersuchung zur Bildung, Betreuung und Erziehung in der frühen Kindheit*. Weimar: das netz, S. 37-68
- Biedinger, N. (2009). Der Einfluss der elterlichen Investition auf die Entwicklung deutscher und türkischer Kinder. *Berliner Journal für Soziologie*, 19, S. 268-294.
- Bock-Famulla, K. & Lange, J. (2011). *Länderreport Frühkindliche Bildungssysteme 2011*. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung. www.e-cademic.de/data/ebooks/extracts/9783867933308.pdf, [Stand 2013-07-05].
- Bogumil, J., Heinze, R. G., Lehner, F. & Strohmeier, K. P. (2012). *Viel erreicht und wenig gewonnen. Ein realistischer Blick auf das Ruhrgebiet*. Essen: Klartext.
- Bornstein, M. & Bradley, R. H. (2003) (Hrsg.), *Socioeconomic status, parenting and child development*. Mahwah, NJ: Erlbaum.
- Britto, P. R., Yoshikawa, H. & Boller, K. (2011). Quality of early childhood development programs in global contexts. Rationale für investment, conceptual framework and implication for equity. *SRCD Social Policy Report*, 25, S. 2-28.
- Bus, A. G., Leseman, P. P. M. & Keultjes, P. (2000). Joint book reading across cultures: A comparison of Surinamese-Dutch, Turkish-Dutch, and Dutch parent-child dyads. *Journal of Literacy Research*, 32, S. 53-76.
- Caspar, U. & Leyendecker, B. (2011). Deutsch als Zweitsprache – die Sprachentwicklung türkischstämmiger Vorschulkinder in Deutschland. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, S. 118-132.
- Chumak-Horbatsch, R. (2012). *Linguistically appropriate practices*. Toronto: Toronto University Press.
- Citlak, B., Leyendecker, B., Schömlerich, A., Driessen, R. & Harwood, R. (2008). Socialization goals among first and second generation migrant Turkish and German mothers. *International Journal of Behavioral Development*, 32, S. 56-65.
- Clauß, S. & Nauck, B. (2009): *The situation among children of migrant origin in Germany*. Florence: UNICEF Innocenti Research Centre (Innocenti Working Paper, no. 2009-14).

- Crnic, K., & Low, C. (2002). Everyday stress and parenting. In: Bornstein, H. G. (Hrsg.), *Handbook of parenting. Volume 5: Practical issues in parenting*. Mahwah, NJ: Erlbaum, S. 243-268.
- De Feyter, J. J. & Winsler, A. (2009). The early developmental competencies and school readiness of low-income, immigrant children: Influences of generation, race/ethnicity, and national origins. *Early Childhood Research Quarterly*, 24, S. 411-431.
- Dubowy, M., Ebert, S., von Maurice, J. & Weinert, S. (2008). Sprachlich-kognitive Kompetenzen beim Eintritt in den Kindergarten. Ein Vergleich von Kindern mit und ohne Migrationshintergrund. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie- und Pädagogische Psychologie*, 40, 3, S. 124-134.
- Durgel, E., Leyendecker, B., Yagmurlu, B. & Harwood, R. (2009). Sociocultural influences on German and Turkish immigrant mothers' and German mothers' longterm socialization goals. *Journal of Cross-Cultural Psychology*, 40, S. 834-852.
- Garcia Coll, C. & Pachter, L. M. (2002). Ethnic and minority parenting. In Bornstein, M.H. (Hrsg.), *Handbook of parenting. Volume 4: Social conditions and applied parenting*. Mahwah, NJ: Erlbaum, S. 1-20.
- Glick, J.E., Bates, L., Yabiku, S. T. (2009). Mothers' age at arrival in the United States and early cognitive development. *Early Childhood Research Quarterly*, 24, S. 367-380.
- Greenfield, P., Keller, H., Fuligni, A. & Maynard, A. (2003). Cultural pathways through universal development. *Annual Review of Psychology*, 54, S. 461-490.
- Guerra, N.G., Graham, S. & Tolan, P. H. (2011). Raising healthy children: Translating child development research into practice. *Child Development*, 82, 1, S. 1-6.
- Hoff, E., Laursen, B., & Tardif, T. (2002). Socioeconomic status and parenting. In: Bornstein, M. H. (Hrsg.). *Handbook of parenting. Volume 2: Biology and ecology of parenting*. Mahwah, NJ: Erlbaum, S. 231-252.
- Jäkel J. & Leyendecker, B. (2008). Tägliche Stressfaktoren und Lebenszufriedenheit türkischstämmiger Mütter in Deutschland. *Zeitschrift für Gesundheitspsychologie*, 1, S. 12-21.
- Jäkel, J. & Leyendecker, B. (2009). Erziehungsverhalten türkischstämmiger Mütter von Vorschulkindern. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 56, S. 1-15.
- Jäkel, J., Schölmerich, A., Kassis, W. & Leyendecker, B. (2011). Mothers' and fathers' bookreading predicts preschoolers' development in Turkish immigrant and German families. *International Journal of Developmental Science*, 5, S. 27-39.
- Keller, H. (2007). *Cultures of infancy*. Mahwah, NJ: Erlbaum.
- Kohl, K., Jäkel, J., Spiegler, O., Willard, J. & Leyendecker, B. (2013). Eltern und Schule – wie beurteilen türkischstämmige und deutsche Mütter sowie deutsche Lehrkräfte elterliche Verantwortung und Beteiligung? *Psychologie in Erziehung und Unterricht*. Preprint online, S.1-16. DOI: <http://dx.doi.org/10.2378/peu2013.art21d>
- Kristen, C. & Dollmann, J. (2009). Sekundäre Effekte der ethnischen Herkunft: Kinder aus türkischen Familien am ersten Bildungsübergang. In Baumert, J., Maaz, K. & Trautwein, U. (Hrsg.), *Bildungsentscheidungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 205-229.
- Levy, A. K. (1984). The language of play: The role of play in language development. A review of literature. *Early Child Development and Care*, 17, S. 49-62.
- Leyendecker, B. & de Houwer, A. (2011). Frühe bilinguale und bikulturelle Erfahrungen – Kindheit in zugewanderten Familien. In Keller, H. (Hrsg.), *Handbuch der Kleinkindforschung*. Bern: Huber, S. 178-219.
- Leyendecker, B., Harwood, R. L., Comparini, L. & Yalcinkaya, A. (2005). The effects of ethnicity and SES on parenting. In Luster, T. & Okagaki, L. (Hrsg.), *Parenting: An ecological perspective*. Mahwah, NJ: Erlbaum, S. 319-341 (2. Auflage).
- Leyendecker, B., Jäkel, J., Olcay Kademoglu, S., & Yagmurlu, B. (2011). Parenting practices and preschoolers' cognitive skills in Turkish immigrant and German families. *Early Child Development and Care*, S. 1095-1110.
- Leyendecker, B., Schölmerich, A. & Citlak, B. (2006). Similarities and differences between first- and second-generation Turkish migrant mothers in Germany: The acculturation gap. In: Bornstein, M. H. & Cote, L. R. (Hrsg.), *Acculturation and parent-child relationships: Measurement and development*. Mahwah, NJ: Erlbaum, S. 297-315.

- Maaz, K., Trautwein, U., Lüdtke, O. & Baumert, J. (2008). Educational transitions and differential learning environments: How explicit between-school tracking contributes to social inequality in educational outcomes. *Child Development Perspectives*, 2, S. 99-106.
- Nauck, B. (1994). Bildungsverhalten in Migrantenfamilien. In Bücher, P. (Hrsg.), *Kindliche Lebenswelten, Bildung und innerfamiliäre Beziehungen*. München: Deutsches Jugendinstitut, S. 107-141 (Materialien zum 5. Familienbericht, Band 4).
- Newland, L. A., Roggman, L., & Boyce, L. K. (2001). The development of social toy play and language in infancy. *Infant Behavior and Development*, 24, S. 1-25.
- Niklas, F., Möllers, K., & Schneider, W. (2013). Die frühe familiäre Lernumwelt als Mediator zwischen strukturellen Herkunftsmerkmalen und der basalen Lesefähigkeit am Ende der ersten Klasse. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, DOI 10.2378/peu2013.
- Niklas F., & Schneider, W. (2010). Der Zusammenhang von familiärer Lernumwelt mit schulrelevanten Kompetenzen im Vorschulalter. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 30, 2, S. 148-164.
- OECD (2010) (Hrsg.), *PISA 2009 Ergebnisse. Was Schülerinnen und Schüler wissen und können: Schülerleistungen in Lesekompetenz, Mathematik und Naturwissenschaften*. Paris: OECD (Band 1).
- Pekrun, R. (1997). Kooperation zwischen Elternhaus und Schule. In Vaskovics, L. A. & Lipinski, H. (Hrsg.), *Familiale Lebenswelten und Bildungsarbeit*. Opladen: Leske & Budrich, S. 51-79 (Band 2).
- Perry, N.-J. & Mitchell-Kay, S. (2007). Continuity and change in home literacy practices of Hispanic families with pre-school children. *Journal of Early Child Development and Care*, 178, S. 991-13.
- Relikowski, I., Yilmaz, E. & Blossfeld, H.-P. (2012). Wie lassen sich die hohen Bildungsaspirationen von Migranten erklären? Eine Mixed-Methods Studie zur Rolle von strukturellen Aufstiegschancen und individueller Bildungserfahrung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 52, S. 111-136.
- Sachverständigenrat deutsche Stiftungen für Integration und Migration (2013). *Hürdenlauf zur Kita: Warum Eltern mit Migrationshintergrund ihr Kind seltener in die frühkindliche Tagesbetreuung schicken*. Policy Brief. www.svr-migration.de/content/wp-content/uploads/2013/06/SVR_FB_Kita_Web.pdf [Stand: 2013-07-05].
- Seyda, S. (2009). Kindergartenbesuch und späterer Bildungserfolg. Eine bildungsökonomische Analyse anhand des Sozio-ökonomischen Panels. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 12, S. 233-251.
- Spiess, K., Büchel, F. & Wagner, G. (2003). Children's school placement in Germany: Does kindergarten attendance matter? *Early Childhood Research Quarterly*, 18, S. 255-270.
- Statistisches Bundesamt (2011). *Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund. Ergebnisse des Mikrozensus 2010. Fachserie 1, Reihe 2.2*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Stoessel, K., Titzmann, P. F. & Silbereisen, R. K. (2011). Children's psychosocial development following the transition to kindergarten and school: A comparison between natives and immigrants in Germany. *International Journal of Developmental Science*, 5, S. 41-55.
- Suarez-Orozco, C. & Suarez-Orozco, M. (2001). *Children of immigration*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Suarez-Orozco, C., Suarez-Orozco, M. & Todorova, I. (2008). *Learning a new land*. Cambridge, MA: The Belknap Press of Harvard University Press.
- Tietze, W., Becker-Stoll, F., Bensch, G., Eckhardt, A. G., Haug-Schnabel, G., Kalicki, B., Keller, H. & Leyendecker, B. (2013) (Hrsg.), *NUBBEK. Nationale Untersuchung zur Bildung, Betreuung und Erziehung in der frühen Kindheit*. Weimar: das netz.
- Toprak, A. (2008). Erziehungsstile und Erziehungsziele türkischer Eltern. *Kinder- und Jugendschutz in Wissenschaft und Praxis*, 53, S. 72-75.
- Tutz, G. (2000). *Die Analyse kategorialer Daten: Anwendungsorientierte Einführung in Logit-Modellierung und kategoriale Regression*. Oldenburg: Wissenschaftsverlag.
- Wilmes, M., Schneider, J. & Crul, M. (2011). Sind die Kinder türkischer Einwanderer in anderen Ländern klüger als in Deutschland? Bildungsverläufe in Deutschland und im europäischen Vergleich: Ergebnisse der TIES-Studie. In Neumann, U. & Schneider, J. (Hrsg.), *Schule mit Migrationshintergrund*. Münster: Waxmann, S. 30-46.

- Wild, E., & Gerber, J. (2008). Eltern als Erzieher. In W. Schneider & M. Hasselhorn (Hrsg.), *Handbuch der Pädagogischen Psychologie*. Göttingen: Hogrefe, S. 442-490.
- Woellert, F., Kröhnert, S., Sippel, L. & Klingholz, R. (2009). *Ungenutzte Potenziale - Zur Lage der Integration in Deutschland*. Berlin: Berlin Institut für Bevölkerungsentwicklung. www.berlin-institut.org/studien/ungenutzte-potenziale.html [Stand 2012-03-08].

Eingereicht am/Submitted on: 20.04.2013
Angenommen am/Accepted on: 20.01.2014

Anschrift der Autorinnen und Autoren/Addresses of the authors:

Prof. Dr. Birgit Leyendecker (Korrespondenzautorin/Corresponding author)

Ruhr-Universität Bochum
Fakultät für Psychologie, Entwicklungspsychologie
GAFO 04/611
44780 Bochum
Deutschland/Germany

Dr. Banu Citlak
Vertretungsprofessorin, Methodenlehre und empirische Familienforschung

Fachhochschule Dortmund
FB 8: Angewandte Sozialwissenschaften
Postfach 10 50 18
44047 Dortmund

Prof. Dr. Jörg-Peter Schräpler

Ruhr-Universität Bochum
Fakultät für Sozialwissenschaften, Lehrstuhl für
sozialwissenschaftliche Datenanalyse
Universitätsstraße 150
GB 1/131
44780 Bochum

Prof. Dr. Axel Schölmerich

Ruhr-Universität Bochum
Fakultät für Psychologie, Entwicklungspsychologie
GAFO 04/611
44780 Bochum

E-Mail: birgit.leyendecker@rub.de
banu.citlak@fh-dortmund.de
joerg-peter.schraepler@rub.de
axel.schoelmerich@rub.de

Armando Häring

Der Zusammenhang von Partnermarktopportunitäten aus dem Freundeskreis und der Stabilität von Partnerschaften. Eine Analyse mit den Daten des Partnermarktsurvey¹

The association of partner market opportunities in friendship networks and the stability of partnerships. An analysis using the Partner Market Survey

Zusammenfassung:

Der Beitrag analysiert den Zusammenhang zwischen Partnermarktopportunitäten aus dem Freundeskreis und der Stabilität von Partnerschaften. Unter Verwendung des theoretischen Konzepts der Theorie der Interaktionsmöglichkeiten sowie von Annahmen der Austauschtheorie und der Familienökonomie, werden mögliche Zusammenhänge zwischen gemeinsamen Freundeskreisen mit dem Partner, Partnermarktgelegenheiten aus dem Freundeskreis (sex ratio) und der Stabilität von Partnerschaften diskutiert. Der Beitrag befasst sich daneben mit sozialen Unterschieden im Zugang zu Partnermarktgelegenheiten im Freundeskreis, die für Männer und Frauen und für Personen mit und ohne gemeinsamen Freundeskreis mit dem Partner bestehen können. Die Befunde zeigen, dass Partnermarktopportunitäten im Freundeskreis mit einer geringeren Beziehungsstabilität zusammenhängen. Soziale Unterschiede im Zugang zu Partnermarktgelegenheiten im Freundeskreis tragen dagegen nicht zu der Erklärung der Beziehungsstabilität bei. Als Datengrundlage für die empirische Analyse wird der Partnermarktsurvey verwendet, der speziell dazu verwendet werden kann, Partnermarktopportunitäten zu beschreiben.

Abstract:

The empirical analysis in this paper focuses on the association between partner market opportunities from friendship networks and the stability of relationships. Following the theoretical framework of the theory of interaction, the exchange theory and the economic theory of the family, the paper discusses possible associations between common friends with the partner, partner market opportunities from friendship networks (sex ratio) and the stability of relationships. The paper also considers social differences in partner market opportunities from friendship networks, which can be assumed for men and women and for people with and without a common friendship network with their partner. Empirical evidences in this paper show that partner market opportunities from friendship networks stand in a negative association with the stability of relationships. However, social differences in partner market opportunities from friendship networks show no further results. A special data set for examining partner market opportunities (Partner Market Survey) is used for the empirical analysis in this paper.

1 Der vorliegende Beitrag ist im Rahmen des DFG-Forschungsprojekts „Gelegenheiten des Kennenlernens: Soziale Ungleichheiten auf dem Partnermarkt in Ost- und Westdeutschland“ (Leitung: Prof. Dr. Thomas Klein) entstanden.

Schlagwörter: Trennung, Partnermarkt, Freundeskreis, Partnerschaft

Key words: separation, partner market, friendship network, partnership

1. Einleitung

Dem Freundeskreis wird in der Trennungs- und Scheidungsforschung eine wichtige Bedeutung für die Beziehungsstabilität zugeschrieben. Dabei wird der Zusammenhang des Freundeskreises mit der Stabilität von Paarbeziehungen meist hinsichtlich seines Potenzials zur Unterstützung des Paares oder als Trennungsbarriere analysiert (vgl. Ackerman 1963; Booth et al. 1991; Lee 1979). Inwiefern der Freundeskreis jedoch auch für Trennungsanreize stehen kann, wird in der bisherigen Forschung kaum oder nur hinsichtlich unterschiedlicher Macht- und Verhandlungspositionen in der Paarbeziehung diskutiert (vgl. Nauck 1989: 47).

Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich deshalb mit dem Freundeskreis als Ort zur Begegnung mit potenziellen Beziehungsalternativen. Hierzu wird speziell die Geschlechterrelation im Freundeskreis betrachtet. Dem Freundeskreis sollte als Partnermarkt eine besondere Bedeutung zukommen, da er im Vergleich zu anderen Begegnungsmöglichkeiten mit potenziellen Beziehungsalternativen, wie etwa Ausbildungseinrichtungen oder dem beruflichen Umfeld, überwiegend aus Personen besteht, die man aufgrund von gegenseitigen Sympathien trifft. Gleichzeitig gehört der Freundeskreis zu den wesentlichen Orten des Kennenlernens mit potenziellen Partnern (Klein/Lengerer 2001).

In bisherigen Studien werden Freundesnetzwerke häufig über die Art der Beziehung zu Netzwerkpersonen (vgl. Hartmann 1999, 2003) oder als eine feste Anzahl enger Freunde (vgl. Kalmijn 2002, 2003) erhoben. Die geschlechtsspezifische Zusammensetzung des gesamten Freundeskreises wird dabei in der Regel aber nicht erfasst, sondern meist nur das Geschlecht einzelner Freunde. Der vorliegende Beitrag verwendet das Konzept der Interaktionsgelegenheiten. Dieses theoretische Konzept beschreibt Gelegenheiten zur Begegnung mit Interaktionspartnern anhand von regelmäßig wiederkehrendem Kontakt mit denselben Menschen in stabilen Handlungskontexten, so genannte Gelegenheitsstrukturen (vgl. Klein/Stauder 2008 und Stauder 2008 ausgehend von Blau 1977 und Feld 1981). Partnermarktgelegenheiten in Freundeskreisen auf diese Art zu beschreiben ermöglicht es, im Vergleich zu bisherigen Partnermarkt Konzepten, soziale Unterschiede im Zugang zu Partnermarktgelegenheiten in den Analysen zu berücksichtigen. Hierzu kann erwartet werden, dass die Partnermarktgelegenheiten in gemeinsamen und in individuellen Freundeskreisen unterschiedlich ausfallen und für Männer und Frauen verschieden sind. Die Relevanz von Partnermarktgelegenheiten in einem Freundeskreis kann zusätzlich davon abhängen, ob der Freundeskreis mit dem Partner geteilt wird, da die damit verbundene soziale Kontrolle die Wahl eines alternativen Partners aus dem Freundeskreis erschweren oder unmöglich machen könnte (vgl. Stauder 2008).

Neben der Theorie der Interaktionsgelegenheiten greift der Beitrag auf die theoretischen Überlegungen der Austauschtheorie und der Familienökonomie zur Stabilität von Paarbeziehungen zurück. Anhand dieser Theorien wird diskutiert, wie der Zusammenhang zwischen Partnermarktopportunitäten und der Stabilität von Paarbeziehungen von

der Bewertung der Qualität der Paarbeziehung und den Investitionen in die Paarbeziehung abhängen kann (vgl. Lewis/Spanier 1979; Levinger 1979).

Die Forschungslücke zu dem Zusammenhang zwischen dem Freundeskreis als Partnermarkt und der Stabilität von Paarbeziehungen, ist auch auf den bisherigen Mangel an passenden Daten zurückzuführen. Als Datengrundlage für die vorliegende Analyse wird der Partnermarktsurvey verwendet, der eigens dazu erhoben wurde regelmäßig wiederkehrende Handlungssituationen und deren geschlechtsspezifische Zusammensetzung für Deutschland repräsentativ zu erfassen (vgl. Klein/Stauder 2014; Woll et al. 2014). Mit dem Partnermarktsurvey können entsprechend auch die Geschlechterrelationen in Freundeskreisen detailliert und repräsentativ abgebildet werden.

Der Beitrag beschreibt zunächst unter Punkt 2 das theoretische Konzept der Interaktionsgelegenheiten. Ausgehend von den theoretischen Annahmen der Austauschtheorie und der Familienökonomie, folgt eine kurze Beschreibung der Bestimmungsgründe der Stabilität von Paarbeziehungen im Allgemeinen und der Bedeutung von Partnermarktgelegenheiten für die Stabilität von Paarbeziehungen im Speziellen. Anhand dieses theoretischen Rahmens werden Annahmen abgeleitet, inwiefern Partnermarktgelegenheiten aus dem Freundeskreis in einem Zusammenhang mit der Stabilität von Paarbeziehungen stehen. Hierbei wird auch die Bedeutung der Qualität der Paarbeziehung, des Bestehens eines gemeinsamen Freundeskreises mit dem Partner sowie die Bedeutung sozial verschiedener Partnermarktgelegenheiten in Freundeskreisen diskutiert. Unter Punkt 3 wird der Partnermarktsurvey sowie die Operationalisierung der verwendeten Indikatoren beschrieben. Das Kapitel geht dabei besonders auf den verwendeten Indikator der Partnermarktgelegenheiten im Freundeskreis ein. Unter Punkt 4 und 5 folgen empirische Analysen und eine Diskussion der empirischen Befunde.

2. Theoretischer Rahmen

2.1 Handlungskontexte und wiederkehrender Kontakt als strukturelle Voraussetzung zur Interaktion

Gelegenheitsstrukturen stellen die strukturellen Voraussetzungen zur Interaktion im individuellen sozialen Umfeld eines Akteurs dar (vgl. Stauder 2008; Becker/Häring 2012). Sie basieren auf der wiederkehrenden Begegnung mit denselben Menschen in sozialen Situationen, wie z.B. im Freundeskreis (vgl. Klein et al. 2010; Stauder 2008; Becker/Häring 2012; Woll et al. 2014). Klein und Stauder (2008) nehmen an, dass individuelle Gelegenheiten zur Interaktion von der Verteilung von Interaktionspartnern in der Gesellschaft bestimmt werden (vgl. Blau 1977), aber auch von der Chance abhängen, diesen Interaktionspartnern wiederkehrend zu begegnen (vgl. Feld 1981).² Bestimmte Merkmale der Interaktionspartner, wie beispielsweise das Alter oder das Geschlecht, können dabei von der jeweiligen sozialen Aktivität beeinflusst sein (vgl. Klein/Stauder 2008; Stauder 2008;

² Diese Grundidee wurde bereits in mehreren Analysen mit den Daten des Partnermarktsurvey verwendet (vgl. beispielsweise Klein/Stauder 2014, Klein et al. 2010 und Becker/Häring 2012).

Feld 1981). Nach Stauder (2008) können Gelegenheitsstrukturen die Handlungsoportunitäten und -restriktionen des Akteurs beschreiben (siehe auch Becker/Häring 2012; Häring et al. 2012).³ Inwiefern Interaktionsgelegenheiten als Opportunitäten oder Restriktionen für den Akteur bedeutsam sind, kann auch von der Relevanz der Interaktionsgelegenheiten für den Akteur, von der Konkurrenz um diese Interaktionsgelegenheiten sowie von Normen und Kommunikationsstrukturen in sozialen Handlungskontexten abhängen (vgl. Stauder 2008: 272 ff.).⁴

Im Mittelpunkt des vorliegenden Beitrags stehen so genannte partnermarktrelevante Gelegenheitsstrukturen, die sich aus dem Freundeskreis ergeben.⁵ Partnermarktrelevante Gelegenheitsstrukturen basieren auf dem regelmäßig wiederkehrenden Kontakt mit Personen des Gegengeschlechts und des eigenen Geschlechts im Freundeskreis (vgl. Klein/Stauder 2008: 79f.; Klein et al. 2010: 203). Das Verhältnis von Eigen- zu Gegengeschlecht kann dazu verwendet werden, um die individuellen Partnermarktgelegenheiten in Form von sex ratios (vgl. South/Lloyd 1992; Fossett/Kiecolt 1991) als das Verhältnis von Angebot zu Konkurrenz in einem individuellen Partnermarkt zu beschreiben. Mit diesem Konzept konnten soziale Unterschiede im Zugang zu individuellen Partnermarktgelegenheiten detailliert beschrieben werden (vgl. Klein/Stauder 2008; Klein et al. 2010; Häring et al. 2012). Daneben konnte mit diesem Konzept gezeigt werden, dass individuelle Partnermarktgelegenheiten bei dem Zustandekommen neuer Paarbeziehungen handlungsrelevante Opportunitäten darstellen (vgl. Häring et al. 2010; Fronk/Häring 2014) sowie Anreize für eine gezielte Partnersuche sein können (vgl. Häring et al. 2011).

2.2. Der Zusammenhang zwischen partnermarktrelevanten Gelegenheitsstrukturen aus dem Freundeskreis und der Stabilität von Paarbeziehungen

Im Folgenden wird diskutiert, welche Zusammenhänge zwischen potenziellen Beziehungsalternativen und der Stabilität von Paarbeziehungen theoretisch zu erwarten sind. Anschließend wird erörtert, von welchen Faktoren der Zugang zu Partnermarktgelegenheiten im

3 Individuelle Gelegenheitsstrukturen sind nicht mit individuellen Netzwerken zu verwechseln (vgl. Becker/Häring 2012), wobei beiden Ansätzen eine Reihe von ähnlichen Annahmen und Begriffen zugrunde liegen (vgl. hierzu beispielsweise die Bedeutung von Handlungskontexten in der Netzwerkforschung bei McPherson et al. 2001). Die Theorie der individuellen Gelegenheitsstrukturen beschreibt in erster Linie nur die strukturellen Möglichkeiten zur Interaktion von Personen in einer gegebenen Handlungssituation, unabhängig von der Beziehung zu dem Interaktionspartner (vgl. Stauder 2008: 267; Klein/Stauder 2008: 86). Die Netzwerkanalyse befasst sich dagegen sehr viel stärker mit dem Zustandekommen von Netzwerken und besonders auch mit dem Einfluss von Netzwerken auf das Verhalten der Netzwerkteilnehmer an sich (vgl. Emirbayer/Goodwin 1994).

4 Zu der Relevanz von Gelegenheitsstrukturen für Akteure siehe auch die Beschreibung bei Häring et al. (2014).

5 Der Freundeskreis ist im Vergleich zu Kontexten wie etwa dem Arbeitsumfeld oder Sport- und Vereinsaktivitäten, weder räumlich noch zeitlich bestimmbar. Dennoch ist davon auszugehen, dass der Freundeskreis einen Anlass zum wiederkehrenden Kontakt mit denselben Menschen darstellt und die soziale Zusammensetzung des Freundeskreises ebenfalls nicht zufällig ist (vgl. Feld/Carter 1998; Fischer/Oliker 1983).

Freundeskreis bestimmt sein kann und von welchen weiteren Faktoren die Bedeutung von Partnermarktgelegenheiten aus dem Freundeskreis für die Stabilität von Paarbeziehungen abhängt.

a) Der Zusammenhang zwischen potenziellen Beziehungsalternativen und der Stabilität von Paarbeziehungen

Welcher Zusammenhang ist zwischen partnermarktrelevanten Gelegenheitsstrukturen aus dem Freundeskreis und der Stabilität von Paarbeziehungen zu erwarten? In der Regel befassen sich die Analysen zu dem Zusammenhang zwischen Merkmalen des Freundeskreises und der Stabilität von Paarbeziehungen mit der Untersuchung von gemeinsamen Netzwerken und partnerschaftlichen Ressourcen, die für Orientierung und Unterstützung stehen können (vgl. Hartmann 2003; Kneip 2008: 433). Ein gemeinsamer Freundeskreis mit dem Partner kann als ein erster Schritt für eine erfolgreiche dyadische Verflechtung gesehen werden (vgl. Kalmijn 2003; Kopp et al. 2010; Kim/Stiff 1991; Lois et al. 2010; Milardo 1982; Parks/Adelman 1983). Daneben findet man empirische Befunde zu dem Zusammenhang zwischen der Qualität der Paarbeziehung und einem gemeinsamen Freundeskreis als homogenes Beziehungsmerkmal (Felmlee et al. 1990; Lewis/Spanier 1979), gemeinsamen Aktivitäten mit dem Partner im Freundeskreis (vgl. Stein et al. 1992) und zu der Akzeptanz einer Partnerschaft durch Freunde (vgl. Sprecher/Felmlee 1992).

Es kann jedoch auch angenommen werden, dass partnermarktrelevante Gelegenheitsstrukturen, die aus dem Freundeskreis hervorgehen, mit einer geringeren Beziehungsstabilität einhergehen könnten. Die rational-choice basierten Theorien sehen den Hauptanreiz für eine partnerschaftliche Beziehung in der Befriedigung von Bedürfnissen (vgl. Coleman 1990; Thibaut/Kelley 1959) und in der Herstellung von nutzenstiftenden Gütern, so genannten „commodities“, die am Markt nicht erworben werden können (vgl. Becker 1993). Die Familienökonomie beschreibt den Partnermarkt als Koordinationsmechanismus, über den Paare mit dem jeweils höchst möglichen Ehegewinn zusammen finden (vgl. auch Klein & Stauder 2008: 83). Die Partnerwahl läuft dabei jedoch unter unvollständigen Informationen über den künftigen Partner ab (vgl. Becker 1993: 108f.). Stellt sich die Partnerschaft im Partnerschaftsverlauf als „mismatch“ heraus, können potenzielle Beziehungsalternativen auf dem Partnermarkt wieder relevant werden (vgl. Becker et al. 1977: 1146f.).

Hieraus lässt sich zunächst theoretisch ableiten, dass Partnermärkte nicht nur der Ort des Kennenlernens mit dem momentanen Partner sind, sondern auch den Ort der Begegnung mit potenziellen Beziehungsalternativen darstellen und somit in einem negativen Zusammenhang mit der Stabilität von Paarbeziehungen stehen können (vgl. Stauder 2006; Häring et al. 2010).

Hinsichtlich der strukturellen Zusammensetzung des Freundeskreises sollten dabei besonders die Anzahl der Personen des Gegengeschlechts sowie die Relation zwischen Personen des Gegengeschlechts und des eigenen Geschlechts im Freundeskreis (sex ratio) von Bedeutung sein (vgl. Stauder 2008; Klein/Stauder 2008). Zahlreiche Befunde zeigen, dass Partnermarktgelegenheiten in einem negativen Zusammenhang mit der Stabilität von Paarbeziehungen stehen: Studien berichten hierbei, meist unter Verwendung makrostruktureller sex ratios, dass potenzielle Beziehungsalternativen mit einer höheren Trennungswahrscheinlichkeit einhergehen (vgl. Klein 1994; Stauder 2002; South 1995; Trent/South 2003; South/Lloyd 1992, 1995; South/Trent 1988; South et al. 2001). Eine Reihe von Stu-

dien belegt auch, dass ein urbaner Wohnraum, als ein Indikator für günstige Begegnungsmöglichkeiten mit potenziellen Beziehungsalternativen, in einem negativen Zusammenhang mit der Beziehungsstabilität steht (vgl. South/Spitze 1986; Jalovaara 2001; Phillips/Sweeney 2005; Babka von Gostomski et al. 1999; Beck/Hartmann 1999; Wagner/Weiß 2003; Abraham 2003). Indikatoren dieser Art leiden jedoch methodisch darunter, dass sie die tatsächliche Begegnung mit potenziellen Beziehungsalternativen und soziale Unterschiede in der Begegnung mit potenziellen Beziehungsalternativen ausblenden (vgl. Klein/Stauder 2008; Stauder 2008; Arránz Becker 2008). Das Partnermarktkonzept, wie es im vorliegenden Beitrag verwendet wird, berücksichtigt dagegen die tatsächliche Begegnung und soziale Unterschiede in der Begegnung mit potenziellen Beziehungsalternativen (vgl. Klein/Stauder 2008). Häring et al. (2010) konnten mit den Daten des pairfam-Mini-Panel bereits zeigen, dass auch eine günstige sex ratio in der individuellen sozialen Umgebung des Befragten, mit einer höheren Trennungswahrscheinlichkeit einhergeht. Die empirische Analyse in diesem Beitrag geht der Frage nach, ob die sex ratio in Freundeskreisen und die damit verbundenen Partnermarktgelegenheiten ebenfalls in einem negativen Zusammenhang mit der Stabilität von Paarbeziehungen steht (H1).

Für die Analyse dieses Zusammenhangs sind weitere Faktoren zu berücksichtigen: Ausgehend von der Austauschtheorie und der Familienökonomie kann angenommen werden, dass die Bedeutung von Alternativen zu der Paarbeziehung nicht unabhängig von den Investitionen in die momentane Paarbeziehung ist (vgl. Stauder 2006). Hohe Trennungskosten können einerseits dazu führen, dass man selbst bei bestehenden Alternativen in unattraktiven Beziehungen verbleibt (vgl. Levinger 1979, 1982; Becker 1993). Investitionen in die momentane Paarbeziehung, die im Beziehungsverlauf entstanden sind, könnten andererseits auch zu einer Abwertung der Attraktivität von potenziellen Beziehungsalternativen führen, da die Investitionen in die bisherige Paarbeziehung bei einer Trennung verloren gehen können (vgl. Levinger 1982; Becker 1993). Bei der Verwendung der sex ratio als Partnermarktindikator ist zudem zu bedenken, dass weder alle Personen des Gegengeschlechts als Angebot, noch alle Personen des eigenen Geschlechts als Konkurrenten für die Partnerwahl relevant sind, sondern wahrscheinlich nur altersspezifische Personen (vgl. Klein/Stauder 2008). Besonders die Altersstruktur eines Partnermarkts sollte daher mit Blick auf die Relevanz der Begegnungen bedeutsam sein (vgl. Stauder 2008; Fosset/Kiecolt 1991). Die Geschlechterrelation in einem Partnermarkt sollte auch nicht unabhängig von der Größe des Partnermarkts betrachtet werden. Numerische Ungleichgewichte in sehr kleinen Partnermärkten können allein schon deswegen eine andere Bedeutung als in größeren Partnermärkten haben, da damit auch ein kleineres Angebot an potenziellen Partnern einhergeht. Die Häufigkeit des Kontakts mit Freunden sollte ebenfalls berücksichtigt werden (vgl. Stauder 2008). Nach den Annahmen von Feld (1981) stellt die Regelmäßigkeit und die Häufigkeit des Kontakts mit denselben Menschen eine Grundvoraussetzung für die Aufnahme von sozialem Kontakt und für die Entstehung von Paarbeziehungen dar (vgl. Stauder 2008).

Der Freundeskreis kann jedoch nicht nur der Ort der Begegnung mit potenziellen Partnern sein, sondern auch Zugang zu weiteren Personen und sogar zu weiteren Partnermärkten außerhalb des Freundeskreises ermöglichen, zu denen man bisher noch keinen Zugang hatte (vgl. Stauder 2008; Louch 2000; Hirschle 2007).

b) Bestimmungsfaktoren des Zugangs zu Partnermarktgelegenheiten im Freundeskreis

Neben der Überprüfung des generellen Zusammenhangs zwischen Partnermarktgelegenheiten aus dem Freundeskreis und der Stabilität von Paarbeziehungen, lassen sich Annahmen über die geschlechtsspezifische Zusammensetzung von Freundeskreisen formulieren, die zu verschiedenen Partnermarktgelegenheiten in Freundeskreisen führen könnten. Befunde bisheriger Studien zeigen, dass die geschlechtsspezifische Zusammensetzung des Freundeskreises in Abhängigkeit des Alters, der Beziehungsdauer, des Geschlechts einer Person und dem Bestehen eines gemeinsamen Freundeskreises mit dem Partner verschieden ausfallen kann: So nimmt mit zunehmendem Alter und zunehmender Beziehungsdauer bzw. dyadischer Verflechtung die geschlechtliche Heterogenität im Freundesnetzwerk ab (vgl. Kalmijn 2002, 2003). Biografische Unterschiede zwischen Männern und Frauen, hinsichtlich der beruflichen Einbindung und dem Einfluss von Elternschaft auf die Partizipationsmöglichkeiten an sozialen Kontexten, werden zu der Erklärung herangezogen, dass Männer häufig über größere Freundesnetzwerke verfügen als Frauen, die aber häufig vom eigenen Geschlecht dominiert werden (vgl. Feld/Carter 1998; Fischer/Oliker 1983; McPherson/Smith-Lovin 1986; Klein et al. 2010). Auch das Bestehen eines gemeinsamen Freundeskreises mit dem Partner kann eine zentrale Rolle spielen: einerseits kann ein gemeinsamer Freundeskreis mit dem Partner als Trennungsbarriere wirken, wie einige nationale und internationale Studien bereits demonstriert haben (vgl. Hartmann 1999; Kneip 2008; Milardo 1987; White/ Booth 1991). Andererseits kann jedoch auch angenommen werden, dass durch einen gemeinsamen Freundeskreis mit dem Partner mehr Personen des Gegengeschlechts in das gemeinsame Freundesnetzwerk hinzukommen könnten und es zu einer Verbesserung der Geschlechterrelation kommen kann (vgl. Kalmijn 2003).

Aus diesen Befunden lässt sich ableiten, dass die sex ratio in den Freundeskreisen von Männern und Frauen oder je nachdem, ob der Freundeskreis mit dem Partner geteilt wird oder nicht, verschieden ausfallen kann.

Die empirische Analyse untersucht zunächst anhand der Daten des Partnermarktsurvey, inwiefern strukturell günstigere Partnermarktopportunitäten in gemeinsamen Freundeskreisen im Vergleich zu individuellen Freundeskreisen bestehen und ob für Frauen günstigere Partnermarktgelegenheiten als für Männer in Freundeskreisen zu beobachten sind (H2).

Im Anschluss hieran sollen die Analysen zeigen, inwiefern sozial verschiedene Partnermarktgelegenheiten, Unterschiede in der Trennungsneigung zwischen Männern und Frauen erklären können (H3). Hinsichtlich der Bedeutung eines gemeinsamen Freundeskreises werden zweierlei Fragen beantwortet: Einerseits werden die Analysen zeigen, ob ein gemeinsamer Freundeskreis mit dem Partner als Trennungsbarriere wirkt und mit einer höheren Beziehungsstabilität einhergeht (H4). Die Berücksichtigung unterschiedlicher Partnermarktgelegenheiten zwischen Personen mit und ohne gemeinsamen Freundeskreis mit dem Partner werden andererseits zeigen, ob günstigere sex ratios in gemeinsamen Freundeskreisen im Vergleich zu nicht geteilten Freundeskreisen, Unterschiede in der Stabilität von Paarbeziehungen von Personen mit und ohne gemeinsamen Freundeskreis mit dem Partner erklären können (H5).

c) Die Bedeutung der Qualität der Paarbeziehung und des Bestehens eines gemeinsamen Freundeskreises für die Relevanz des Freundeskreises als Partnermarkt

Anhand der Austauschtheorie kann des Weiteren angenommen werden, dass sich die Fortführung einer partnerschaftlichen Beziehung nach der Nutzenbewertung des gegenwärtigen

Austauschs, gemessen an den subjektiven Erwartungen an die Qualität der Austauschbeziehung und dem subjektiv erwarteten Nutzen aus alternativen Austauschbeziehungen, richtet. (vgl. Thibaut/Kelley 1959: 21f; Levinger 1979). Hierbei ist anzunehmen, dass potenzielle Beziehungsalternativen besonders dann für die Stabilität von Paarbeziehungen relevant werden könnten, wenn der Nutzen der Paarbeziehung nicht oder nicht mehr den Erwartungen entspricht (vgl. Lewis/Spanier 1979 und Levinger 1979 ausgehend von Thibaut/Kelley 1959; Arránz Becker 2008). Potenzielle Beziehungsalternativen aus dem Freundeskreis könnten somit umso stärker mit einer geringeren Beziehungsstabilität einhergehen, je geringer die Qualität der Paarbeziehung momentan eingeschätzt wird (H6).

Bei der Analyse des Zusammenhangs zwischen der sex ratio im Freundeskreis und der Stabilität von Paarbeziehungen könnte dem Bestehen eines gemeinsamen Freundeskreises mit dem Partner noch eine weitere Bedeutung zukommen: Die Möglichkeit einen alternativen Partner aus dem Freundeskreis zu wählen könnte dadurch erschwert werden, dass der Freundeskreis mit dem Partner geteilt wird. Gemeinsame Freunde können ein Interesse an dem Fortbestand der Paarbeziehung haben und entsprechend nicht als potenzielle Partner zu Verfügung stehen, bzw. die Wahl eines alternativen Partners aus dem gemeinsamen Freundeskreis ablehnen (vgl. Feld/Carter 1998; Felmlee 2001; Stauder 2008). Der Zusammenhang zwischen der Geschlechterrelation im Freundeskreis und der Stabilität von Paarbeziehungen könnte somit schwächer ausfallen, wenn ein gemeinsamer Freundeskreis mit dem Partner besteht (H7).

3. Daten und Methode

Als Datenquelle für die empirische Analyse wird der Partnermarktsurvey verwendet. Bei dem Partnermarktsurvey handelt es sich um eine für Deutschland repräsentative Studie mit 2002 Befragten zwischen 16 und 55 Jahren (vgl. Woll et al. 2014; Klein et al. 2010). Der Partnermarktsurvey erfasst in detaillierter Form alle sozialen Handlungskontexte des Befragten, in denen man regelmäßig wiederkehrend mit denselben Menschen in Kontakt kommt (vgl. Klein/Stauder 2014). In einem zweiten Schritt wird, ausgehend von der subjektiven Partnermarktrelevanz, die soziale Zusammensetzung der einzelnen Handlungskontexte erfasst (vgl. Woll et al. 2014: 24f.).⁶ Analog dazu wurde auch die geschlechtsspezifische Zusammensetzung des Freundeskreises erfasst. Die Indikatoren zur Beschreibung des Freundeskreises im Partnermarktsurvey sind rein strukturell und erfassen keine weitere Form der Art der Beziehung zwischen dem Befragten und den Personen aus dessen Freundeskreis (vgl. Woll et al. 2014). Die Instrumente des Partnermarktsurvey wurden in der ersten und dritten Welle des pairfam-Mini-Panel erprobt und validiert (vgl. Feldhaus/Huinink 2008; Klein/Stauder 2008; Klein et al. 2010).

6 Wenn in einem Kontext die Chancen einen Partner zu finden nicht als „sehr schlecht“ eingeschätzt werden, wird im weiteren Verlauf des Interviews die sozialstrukturelle Zusammensetzung des Kontexts erhoben. Für eine ausführliche Darstellung des Erhebungsinstruments des Partnermarktsurvey siehe Woll et al. (2014).

Für die Analyse werden alle Befragten des Partnermarktsurvey verwendet, die zum Befragungszeitpunkt in einer Partnerschaft sind und die ihren Freundeskreis als partnermarktrelevant einschätzen.

Indikator zur Beschreibung der Stabilität der Partnerschaft: Ausgehend von dem Item „Haben Sie in den letzten sechs Monaten ernsthaft an eine mögliche Trennung gedacht?“ mit den Antwortkategorien „Ja, einmal“, „Ja, mehrmals“ und „Nein, niemals“ wird die Dummy-Variable „akute Trennungsentention“ kodiert. Diese Variable zeigt den Wert „1“ an, wenn der Befragte in den letzten sechs Monaten einmal oder mehrmals an eine Trennung gedacht hat (vgl. Hartmann 1997; Booth et al. 1983; Booth/ White 1980). In der vorliegenden Studie geben 12% der Befragten eine „akute Trennungsentention“ an (vgl. Tabelle 1).

Bei der Interpretation dieses Indikators sind verschiedene Einschränkungen zu beachten. Da in der Analyse die subjektive Trennungsentention anstatt der tatsächlichen Trennungseignisse verwendet wird, könnten die Effekte zu den Kosten einer Trennung schwächer ausfallen. Allerdings zeigen längsschnittliche Befunde aus dem bisherigen Stand der Forschung zu der Trennungskognition und der Stabilität von Partnerschaften (vgl. Booth et al. 1983), dass Indikatoren der subjektiven Trennungsentention valide die Stabilität von Partnerschaften voraussagen können (vgl. beispielsweise Hartmann 2003). Eine weitere Einschränkung ist, dass das Item zur Messung der subjektiven Stabilität der Partnerschaft für die letzten sechs Monate vor dem Befragungszeitpunkt erhoben wurde, um es mit den aktuellen Angaben zur Struktur des Freundeskreises in Beziehung setzen zu können. In vergleichbaren Studien wird dieser Indikator dagegen häufig für den gesamten Beziehungsverlauf und den Zeitpunkt des ersten Auftretens erhoben. Entsprechend fallen die Angaben zur Trennungsentention geringer aus als in vergleichbaren Studien (vgl. Hartmann 2003).

Tabelle 1: Beschreibung der Stichprobe^[b1]

Variable	Fallzahl	Mittelwert
Mann	931	0,41
Bildungsjahre	926	11,2
Alter in Jahren	931	39,45
Beziehungsdauer in Jahren	922	14,58
gemeinsamer Haushalt mit dem Partner	931	0,75
Ehe mit dem Partner	931	0,62
gemeinsame Kinder mit dem Partner leben im Haushalt	931	0,52
Qualität der Partnerschaft	928	8,62
akute Trennungsentention	928	0,12
gemeinsamer Freundeskreis mit dem Partner	923	0,72
Anzahl Personen im Freundeskreis	931	34,13
mindestens wöchentlich Kontakt mit dem Freundeskreis ¹⁾	921	0,57
altersspezifische sex ratio im Freundeskreis	842	0,88

¹⁾ Referenz: einmal im Monat oder mehrmals im Jahr Kontakt mit dem Freundeskreis.

Quelle: Partnermarktsurvey, eigene Berechnungen.

Indikator zur Beschreibung der Qualität der Partnerschaft: Bei der Qualität der Partnerschaft handelt es sich theoretisch um ein mehrdimensionales Konstrukt, das unterschiedliche Bereiche der partnerschaftlichen Beziehung umfassen kann (vgl. Hassebrauck/

Fehr 2002 oder Cohen et al. 2010). Zur Messung der Beziehungsqualität wird für die Analyse ein globales Instrument zur Messung der subjektiven Bewertung der Qualität der Partnerschaft verwendet (vgl. hierzu als Zusammenfassung Hartmann/Simon 1997): „Wie zufrieden sind sie insgesamt mit Ihrer Beziehung?“ mit den Antwortkategorien 0 „überhaupt nicht zufrieden“ bis 10 „voll und ganz zufrieden“. In der vorliegenden Studie haben die Befragten die Qualität der Partnerschaft mit einem durchschnittlichen Wert von 8,62 bewertet.

Indikator zur Beschreibung der Partnermarktgelegenheiten: Als Indikator für die Partnermarktgelegenheiten aus dem Freundeskreis wird die altersspezifische Geschlechterrelation im Freundeskreis berücksichtigt. Der Partnermarktsurvey erlaubt es altersspezifische sex ratios zu berechnen, da in Abhängigkeit des Alters des Befragten erhoben wurde, wie viele Personen des Gegengeschlechts und des eignen Geschlechts innerhalb eines partnermarktrelevanten Altersbereich liegen.⁷ Die altersspezifische sex ratio im Freundeskreis beschreibt dann den Quotient aus altersrelevanten Personen des Gegengeschlechts zu den altersrelevanten Personen des eigenen Geschlechts (vgl. Klein/Stauder 2008; Woll et al. 2014). Die Befragten in der vorliegenden Studie treffen in ihren Freundeskreisen auf eine unausgeglichene sex ratio mit im Schnitt 88 altersrelevanten Personen des Gegengeschlechts auf 100 altersrelevante Personen des eigenen Geschlechts (vgl. Tabelle 1). Für die Analysen wird die logarithmierte altersrelevante sex ratio verwendet, da dadurch Abweichungen zu einer ausgeglichenen sex ratio in beide Richtungen gleich behandelt werden (vgl. Klein 2011).

Gemeinsamer Freundeskreis mit dem Partner: Das Bestehen eines gemeinsamen Freundeskreises mit dem Partner wird für die Analyse mit einer Dummy-Variable kodiert, die den Wert „1“ anzeigt, wenn der Freundeskreis mit dem Partner größtenteils geteilt wird.⁸ In der verwendeten Stichprobe geben 73% der Befragten an, den Freundeskreis mit dem Partner zu teilen (vgl. Tabelle 1).

Größe des Freundeskreises: Die Größe des Freundeskreises wird im Partnermarktsurvey als die Anzahl der Freunde metrisch bestimmt.⁹ Da es sich bei diesem Indikator um die rein strukturelle Größe des Freundeskreises handelt, fallen die Angaben höher aus als in vergleichbaren Studien, die nach einer bestimmten Anzahl Freunde oder naher Personen fragen oder über Namensgeneratoren soziale Freundesnetzwerke erfassen (vgl. beispielsweise Booth et al. 1991; Parks/Adelman 1983). Im Schnitt besteht der Freundeskreis der Befragten aus ca. 34 Personen (vgl. Tabelle 1). Da es sich bei der Anzahl der Freunde um eine Zählvariable handelt, die nicht normalverteilt ist, wird für die empirischen Analysen die logarithmierte Anzahl der Personen im Freundeskreis verwendet.

7 Für eine genaue Beschreibung der altersrelevanten Grenzen siehe die Beiträge von Klein und Stauder (2008: 89) und Woll et al. (2014).

8 Im Partnermarktsurvey wurde hierzu das Item erhoben „Haben Sie und ihr momentaner Partner gegenwärtig hauptsächlich die gleichen Freunde und Bekannten?“ (vgl. Woll et al. 2014).

9 Im Partnermarktsurvey wurde die Größe des Freundeskreises über die Frage „Wie viele Personen rechnen Sie zu Ihren Freunden und Bekannten?“ erhoben (vgl. Woll et al. 2014). Da der Partnermarktsurvey in erster Linie die soziale Zusammensetzung von Handlungskontexten erfasst, wurde bei der Erhebung der strukturellen Zusammensetzung des Freundeskreises nicht genauer spezifiziert, was unter „Freunden und Bekannte“ zu verstehen ist. Es wurde, wie bei den übrigen Kontexten, dem Befragten überlassen, wen er zu dieser Personengruppe zählt.

Kontakthäufigkeit mit Freunden: Als ein Indikator für die Interaktionsverdichtung im Freundeskreis wird eine Dummy-Variable verwendet, die den Wert „1“ anzeigt, wenn der Befragte mindestens einmal die Woche mit Personen aus seinem Freundeskreis in Kontakt kommt und den Wert „0“ anzeigt, wenn man nur einmal im Monat oder mehrmals im Jahr Kontakt mit Personen aus dem Freundeskreis hat. 57% der Befragten geben an, dass sie mindestens einmal die Woche mit ihren Freunden in Kontakt kommen.

Weitere Indikatoren zu Merkmalen der Paarbeziehung: Investitionen in die Paarbeziehung können einerseits Trennungsbarrrieren darstellen und andererseits potenzielle Beziehungsalternativen abwerten. Daher wird als weiterer Indikator die Beziehungsdauer in Monaten als metrische Variable verwendet. Über Dummy-Variablen werden das Bestehen eines gemeinsamen Haushalts mit dem Partner, das Bestehen einer Ehe mit dem Partner und das Vorhandensein gemeinsamer Kinder mit dem Partner im Haushalt konstant gehalten.¹⁰ Als weitere Kontrollvariablen werden die soziodemografischen Merkmale Geschlecht und das Alter in Jahren verwendet. Die Bildung des Befragten wird in Bildungsjahren erfasst, wobei ein Schulabgang und noch ohne Bildungsabschluss sieben Bildungsjahren entspricht, ein Hauptschulabschluss entspricht neun Bildungsjahren, mittlere Reife und polytechnischer Abschluss entsprechen zehn Bildungsjahren, Fachhochschulreife entspricht zwölf Bildungsjahren und Abitur entspricht 13 Bildungsjahren (vgl. Tabelle 1).

4. Empirische Ergebnisse

Anhand der theoretischen Diskussion und der bisherigen empirischen Befunde des Stands der Forschung (siehe Punkt 2.2) kann zunächst angenommen werden, dass günstigere Geschlechterrelation in gemeinsamen Freundeskreisen mit dem Partner und für Frauen in ihren Freundeskreisen bestehen (H2). Um diese Annahme zu prüfen, werden in Tabelle 2 multivariate Befunde zu den Bestimmungsfaktoren der altersspezifischen sex ratio (Modell 2) und zu Vergleichszwecken auch zu der altersunspezifischen sex ratio¹¹ (Modell 1) im Freundeskreis abgebildet. Hierbei zeigt sich, dass selbst unter Kontrolle von soziodemografischen Merkmalen ein gemeinsamer Freundeskreis mit dem Partner sowohl zu günstigeren altersspezifischen, als auch zu günstigeren altersspezifischen Partnermarktgelegenheiten führt. Günstigere Partnermarktgelegenheiten im Freundeskreis zeigen sich für Frauen im Vergleich zu Männern dagegen nur für die altersunspezifische sex ratio. Für das Bestehen eines gemeinsamen Haushalts mit dem Partner zeigt sich ein negativer Zusammenhang mit der altersspezifischen und der altersunspezifischen sex ratio im

10 Zu gemeinsamen Kindern im Haushalt kann theoretisch angenommen werden, dass sie als Investition in die Paarbeziehung und als Trennungsbarrriere die Stabilität der Paarbeziehung erhöhen können (vgl. Becker et al. 1977). Einige Studien diskutieren jedoch auch, dass gemeinsame Kinder zu Lasten der Qualität und der Stabilität von Paarbeziehungen gehen können (vgl. beispielsweise zusammenfassend Crawford/Huston 1993 und Claxton/Perry-Jenkins 2008).

11 Die altersunspezifische sex ratio wird wie die altersspezifische sex ratio im Freundeskreis berechnet. Der Unterschied in der Berechnung der altersunspezifischen sex ratio im Freundeskreis ist, dass hier alle Personen des Gegen- und des Eigengeschlechts in die Berechnung aufgenommen werden, unabhängig von deren Altersrelevanz.

Freundeskreis. Betrachtet man einen gemeinsamen Haushalt als einen Indikator der dyadischen Verflechtung und fortschreitender Beziehungsdauer, entspricht auch dieser Befund den theoretischen Annahmen.

Tabelle 2: Bestimmungsgründe der altersspezifischen und der altersunspezifischen sex ratio im Freundeskreis (lineare Regression).^[b2]

	Modell 1	Modell 2
	altersunspezifische sex ratio	altersspezifische sex ratio
Sozialdemografische Merkmale		
Mann	-0,0723*	-0,0346
Bildungsjahre	0,0064	0,0113
Alter	-0,0028	-0,0043
Merkmale der Paarbeziehung		
Beziehungsdauer in Monaten	-0,0009	-0,0003
gemeinsamer Haushalt mit dem Partner	-0,1996**	-0,2360**
gemeinsame Kinder mit dem Partner leben im Haushalt	0,0374	0,1066
Ehe mit dem Partner	0,0220	0,0460
gemeinsamer Freundeskreis mit dem Partner	0,1554**	0,1983**
Fallzahl	834	834
R²	0,0431	0,0441

Signifikanzniveau: *** p<0,001; ** p<0,01; *p<0,05.

Quelle: Partnermarktsurvey, eigene Berechnungen.

In Tabelle 3 sind die Befunde der multivariaten logistischen Regression für den Zusammenhang der Merkmale der Paarbeziehung, der Strukturmerkmale des Freundeskreises und der Variable „akute Trennungsentention“ unter Kontrolle der sozialdemografischen Merkmale des Befragten berichtet. In den folgenden Analysen werden jeweils Effekte berichtet, die bei einem positiven Vorzeichen die Wahrscheinlichkeit für eine akute Trennungsentention erhöhen und bei einem negativen Vorzeichen entsprechend senken.¹² In Modell 1 von Tabelle 3 zeigt sich zunächst, entsprechend der allgemeinen theoretischen Annahmen, dass die Beziehungsdauer, das Bestehen eines gemeinsamen Haushalts und die Bewertung der Qualität der Paarbeziehung signifikant negativ mit einer akuten Trennungsentention einhergehen. Dagegen zeigen sich keine Unterschiede in der Trennungsentention von Männern und Frauen.

In Modell 2 von Tabelle 3 wird das Bestehen eines gemeinsamen Freundeskreises sowie Indikatoren für die Größe des Freundeskreises und für die Häufigkeit des Kontakts mit Freunden konstant gehalten, um zunächst die Annahme H4 zu überprüfen. Es zeigen sich in Modell 2 jedoch insgesamt keine Befunde für die Wirkung eines gemeinsamen Freundeskreises mit dem Partner als Trennungsbarriere, da der Effekt für das Bestehen

12 Da bei logistischen Regressionen, die hierarchisch angeordnet werden, die Effekte verzerrt sein können, (vgl. Mood 2010; Best/Wolf 2012), werden die Effekte in dem sparsamen Modell korrigiert, indem man zuvor geschätzte Residuen der hinzukommenden Variablen bereits in dem sparsamen Modell konstant hält (vgl. Karlson et al. 2012). Die Befunde in Tabelle 2 wurden unter Berücksichtigung dieser Korrektur berechnet.

eines gemeinsamen Freundeskreises in keinem signifikanten Zusammenhang mit der Trennungsentention steht.¹³

Tabelle 3: Der Zusammenhang von Merkmalen der Paarbeziehung und von Strukturmerkmalen des Freundeskreis mit der Trennungsentention*) (logistische Regression)^[b3]

	Modell 1	Modell 2	Modell 3	Modell 4	Modell 5
Soziodemografische Merkmale					
Mann	0,330	0,346	0,369	0,356	0,351
Bildungsjahre	0,010	0,010	0,003	0,004	0,004
Alter	-0,006	-0,004	-0,002	-0,002	-0,003
Merkmale der Paarbeziehung					
Beziehungsdauer in Monaten	-0,003+	-0,003+	-0,003+	-0,003+	-0,003+
gemeinsamer Haushalt mit dem Partner	-1,123*	-1,111*	-0,994*	-0,958*	-0,983*
gemeinsame Kinder mit dem Partner leben im Haushalt	0,575	0,550	0,493	0,422	0,487
Ehe mit dem Partner	-0,092	-0,054	-0,075	-0,049	-0,075
Qualität der Paarbeziehung	-0,963***	-0,967***	-0,988***	-1,020***	-0,992***
Strukturmerkmale des Freundeskreises					
geteilter Freundeskreis mit dem Partner		0,024	-0,061	-0,074	-0,067
Anzahl Personen im Freundeskreis		-0,107	-0,118	-0,110	-0,118
mindestens wöchtlicher Kontakt mit dem Freundeskreis		0,314	0,335	0,351	0,339
altersspezifische sex ratio im Freundeskreis			0,481*	0,378	0,614*
Interaktionen					
altersspezifische sex ratio im Freundeskreis*Qualität der Paarbeziehung				-0,107	
altersspezifische sex ratio im Freundeskreis*geteilter Freundeskreis mit dem Partner					-0,235
Fallzahl	832	832	832	832	832
Pseudo R²	0,1998	0,2011	0,2060	0,2069	0,2064

Signifikanzniveau: *** p<0,001; ** p<0,01; *p<0,05; + p<0,10.

Quelle: Partnermarktsurvey, eigene Berechnungen.

In Modell 3 wird die altersrelevante sex ratio im Freundeskreis in die Analyse aufgenommen, um den Zusammenhang mit der Trennungsentention zu überprüfen (H1). Die altersrelevante sex ratio im Freundeskreis steht in einem positiven Zusammenhang mit der Trennungsentention (0,481) und bestätigt somit die theoretische Annahme, dass auch der Freundeskreis einen Partnermarkt für Personen in Paarbeziehung darstellt.¹⁴ Betrachtet man die

13 In hier nicht dargestellten Analysen mit dem Partnermarktsurvey zeigt sich, dass ein gemeinsamer Freundeskreis mit dem Partner das Risiko einer Trennung signifikant senkt, wenn die Qualität der Paarbeziehung nicht kontrolliert wird. Dass dieser Effekt unter der Kontrolle der Qualität der Paarbeziehung nicht zu beobachten ist, spricht dafür, dass der Freundeskreis überwiegend von Personen mit ihrem Partner geteilt werden könnte, die auch zufrieden mit ihrer Paarbeziehung sind.

14 Die Analysen zu dem Zusammenhang zwischen Partnermarktopportunitäten aus dem Freundeskreis und der Trennungsentention wurden nochmals unter Verwendung eines Indikators berechnet, der die

Veränderung des Pseudo R^2 -Wertes zwischen Modell 2 und 3, muss jedoch festgestellt werden, dass die Partnermarktgelegenheiten aus dem Freundeskreis nur in einem sehr geringen Umfang zu der Erklärung der Trennungsentention beitragen. Dass der Erklärungsbeitrag vergleichsweise gering ausfällt, erscheint jedoch plausibel, bedenkt man, dass es sich nur um einen individuellen Partnermarkt handelt und nicht um alle individuellen Möglichkeiten eine alternative Paarbeziehung zu bilden. Der Effekt für das Geschlecht wird durch die Aufnahme der Partnermarktgelegenheiten im Freundeskreis nicht beeinflusst, das heißt, es zeigen sich hier keine Befunde dafür, dass Unterschiede in der Trennungsentention zwischen Männern und Frauen auf geschlechtsspezifisch verschiedene Partnermarktopportunitäten im Freundeskreis zurückzuführen sind (H3).¹⁵ Der Effekt für das Bestehen eines gemeinsamen Freundeskreises mit dem Partner verändert sich unter der Kontrolle der sex ratio im Freundeskreis, bleibt aber weiterhin nicht signifikant (H5).

In den Modellen 4 und 5 von Tabelle 3 wird abschließend analysiert, inwiefern der Zusammenhang zwischen der altersrelevanten sex ratio im Freundeskreis und der Trennungsentention in Abhängigkeit der Qualität der Paarbeziehung (H6) und in Abhängigkeit des Bestehens eines gemeinsamen Freundeskreises mit dem Partner zu beobachten ist (H7). Hierzu wird in Modell 4 von Tabelle 3 ein Interaktionsterm zwischen der Qualität der Paarbeziehung und der altersrelevanten sex ratio im Freundeskreis aufgenommen.¹⁶ Das Vorzeichen des Interaktionsterms entspricht dem angenommenen Effekt. In den Analysen zeigen sich jedoch insgesamt keine signifikanten Befunde für die Annahme, dass Partnermarktopportunitäten im Freundeskreis in Abhängigkeit von der Qualität der Paarbeziehung in einem Zusammenhang mit der Trennungsentention stehen (H6).

In Modell 2 von Tabelle 3 wird schließlich ein Interaktionsterm zwischen dem Bestehen eines gemeinsamen Freundeskreises mit dem Partner und der altersrelevanten sex ratio im Freundeskreis aufgenommen. Die theoretische Annahme hierzu ist, dass in einem gemeinsamen Freundeskreis die Wahl eines alternativen Partners schwerer sein sollte und der Zusammenhang zwischen der sex ratio und der Trennungsentention somit geringer ausfallen könnte. Auch in diesen Analysen entspricht zwar das Vorzeichen des Interaktionseffekts den theoretischen Annahmen, es zeigen sich jedoch auch hierzu keine signifikanten Befunde (H7).

5. Diskussion

Der Freundeskreis wurde in der bisherigen Forschung meist nur als Ort des Kennenlernens mit dem Partner oder als Ort der sozialen Einbettung von Paarbeziehungen analysiert. Auf-

altersspezifische sex ratio in mehrere Kategorien unterteilt. In diesen Analysen (nicht abgebildet) zeigen sich keine neuen Befunde im Vergleich zu Tabelle 3. Es zeigen sich auch keine Hinweise, dass es über den Wertebereich der altersspezifischen sex ratio zu einer Variation des Zusammenhangs zwischen den Partnermarktopportunitäten aus dem Freundeskreis und der Trennungsentention kommt.

15 Die Berechnungen in Tabelle 3 wurden auch getrennt für Männer und Frauen berechnet (nicht abgebildet). Hierbei zeigen sich keine weiteren Befunde zu der Bedeutung von Partnermarktgelegenheiten aus dem Freundeskreis für die Trennungsentention.

16 Für eine bessere Interpretationsfähigkeit der Interaktion wurde für diese Analyse der Indikator für die Qualität der Paarbeziehung mittelwertzentriert.

grund mangelnder Daten wurde dagegen bisher kaum der Frage nachgegangen, ob der Freundeskreis auch als Partnermarkt für Personen in Paarbeziehungen bedeutsam ist. In den empirischen Analysen mit den Daten des Partnermarktsurvey zeigen sich nun Hinweise für diese Annahme. Es wird jedoch auch deutlich, dass die Qualität der Paarbeziehung und klassische Trennungsbarrieren, wie ein gemeinsamer Haushalt, wesentlich stärker zu der Erklärung der Beziehungsstabilität beitragen als die Partnermarktopportunitäten aus dem Freundeskreis. Die Analysen zu der sex ratio im Freundeskreis haben daneben gezeigt, dass günstigere Partnermarktgelegenheiten in gemeinsamen Freundeskreisen mit dem Partner bestehen. Soziale Unterschiede im Zugang zu Partnermarktgelegenheiten im Freundeskreis scheinen in diesen Analysen jedoch tendenziell keine weitere Rolle für die Erklärung der Stabilität von Paarbeziehungen zu spielen.

Die Bedeutung eines gemeinsamen Freundeskreises mit dem Partner und der Qualität der Paarbeziehung als Moderatoren für den Zusammenhang zwischen den Partnermarktgelegenheiten aus dem Freundeskreis und der Stabilität von Paarbeziehungen konnte dagegen nicht bestätigt werden. Die Annahmen hierzu können anhand dieser Befunde jedoch nicht verworfen werden. Ein netzwerkanalytisches Vorgehen könnte dagegen für die Analyse von sozialem Druck gegen eine Trennung oder der Ablehnung eines alternativen Partners durch Freunde geeigneter sein: Keim et al. (2009) zeigen in ihrer qualitativen Netzwerkanalyse beispielsweise, dass Fertilitätsentscheidungen nicht nur von der Struktur des Netzwerks, sondern auch von der subjektiven Bewertung des Fertilitätsverhaltens im Netzwerk abhängen können (vgl. auch Bernadi 2003). Im Zusammenhang mit den vorliegenden Analysen könnte dies beispielsweise in Form von Trennungsnormen im sozialen Umfeld von Paarbeziehungen relevant sein (vgl. South 2001; Hunkler/Kneip 2010).

Bei der Bewertung der Befunde dieses Beitrags müssen einige methodische Einschränkungen beachtet werden. Da es sich bei der Stichprobe um Querschnittsdaten handelt, können keine tatsächlichen Trennungseignisse, sondern nur die subjektive Trennungsentention für die Analyse verwendet werden. Das Fehlen von längsschnittlichen Daten ist möglicherweise auch problematisch für den Zusammenhang zwischen der sex ratio im Freundeskreis und einer akuten Trennungsentention. Es ist zumindest denkbar, dass es im Zuge einer antizipierten Trennung bereits zu einer selektiven Veränderung der geschlechtsspezifischen Zusammensetzung des Freundeskreises gekommen sein könnte. Strukturelle Partnermarktindikatoren, wie sie im Partnermarktsurvey verwendet werden, könnten davon jedoch schwächer betroffen sein als beispielsweise Indikatoren, die die subjektiv wahrgenommenen Partnermarktgelegenheiten erfassen.

Als weiterführende Fragestellung kann zukünftig auch die transitive Wirkung des Freundeskreises untersucht werden (vgl. Stauder 2008; siehe auch Becker/Häring 2012 und Stauder 2014). Über den Freundeskreis kann man auch weiteren potenziellen Beziehungsalternativen begegnen, mit denen man bisher noch keinen Kontakt hatte (Hirsche 2007). Der Zugang zu weiteren Partnermarktgelegenheiten außerhalb des Freundeskreises könnte dabei besonders für Personen relevant sein, die nur schlechte Begegnungsmöglichkeiten mit potenziellen Partnern in ihrer individuellen sozialen Umgebung haben (vgl. Stauder 2008).

Literatur

- Abraham, M. (2003). Die Stabilisierung von Partnerschaften durch bilaterale Investitionen. Das Beispiel der Unternehmensbesitzer. *Zeitschrift für Soziologie*, 32, S. 50-69.
- Ackerman, C. (1963). Affiliations: Structural determinants of differential divorce rates. *The American Journal of Sociology*, 69, S. 13-20.
- Arránz Becker, O. (2008). *Was hält Partnerschaften zusammen? Psychologische und soziologische Erklärungsansätze zum Erfolg von Paarbeziehungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Babka von Gostomski, C., Hartmann, J. & Kopp, J. (1999). Soziostrukturelle Bestimmungsgründe der Ehescheidungen. Eine empirische Überprüfung einiger Hypothesen der Familienforschung. In: Klein, T. & Kopp, J. (Hrsg.), *Scheidungsursachen aus soziologischer Sicht*. Würzburg: Ergon Verlag, S. 43-62.
- Beck, N. & Hartmann, J. (1999). Die Wechselwirkung zwischen Erwerbstätigkeit der Ehefrau und Ehestabilität unter der Berücksichtigung des sozialen Wandels. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 51, S. 655-680.
- Becker, G. S. (1993). *A treatise on the family*. Cambridge: Harvard University Press (Enlarged edition).
- Becker, G. S., Landes, E. M. L. & Michael, R. T. (1977). An economic analysis of marital instability. *Journal of Political Economy*, 85, S. 1141-1188.
- Becker, S. & Häring, A. (2012). Soziale Integration durch Sport? Eine empirische Analyse zum Zusammenhang von Sport und sozialer Integration. *Sportwissenschaft*, 42, S. 261-270.
- Bernadi, L. (2003). Channels of social influence on reproduction. *Population Research and Policy Review*, 22, S. 527-555.
- Best, H. & Wolf C. (2012). Modellvergleich und Ergebnisinterpretation in Logit- und Probit-Regressionen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 64, S. 377-395.
- Blau, P. M. (1977). A macrosociological theory of social structure. *American Journal of Sociology*, 83, S. 26-54.
- Booth, A. & White, L. (1980). Thinking about divorce. *Journal of Marriage and the Family*, 42, S. 605-616.
- Booth, A., Johnson, D. & Edwards, J. (1983). Measuring marital instability. *Journal of Marriage and the Family*, 45, S. 387-394.
- Booth, A., Edwards, J. N. & Johnson, D. R. (1991). Social integration and divorce. *Social Forces*, 70, S. 207-224.
- Claxton, A. & Perry-Jenkins, M. (2008). No fun anymore: Leisure and marital quality across the transition to parenthood. *Journal of Marriage and Family*, 70, S. 28-43.
- Cohen, O., Geron, Y. & Farchi, A. (2010). A typology of marital quality of enduring marriages in Israel. *Journal of Family Issues*, 31, S. 727-747.
- Coleman, J. S. (1990). *Foundations of social theory*. Cambridge: Harvard University Press.
- Crawford, D. W., Huston, T. L. (1993): The impact of the transition to parenthood on marital leisure. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 19, S. 39-46.
- Emirbayer, M. & Goodwin, J. (1994). Network analysis, culture, and the problem of agency. *American Journal of Sociology*, 99, S. 1411-1154.
- Feld, S. L. (1981). The focused organization of social ties. *American Journal of Sociology*, 86, S. 1015-1036.
- Feld, S. L. & Carter, W. C. (1998). Foci of activity as changing contexts for friendship. In: Adams, R. & Allan, G. (Hrsg.), *Placing friendship in context*. Cambridge: University Press, S. 136-152.
- Feldhaus, M & Huinink, J. (2008). *Neuere Entwicklungen in der Beziehungs- und Familienforschung. Vorstudien zum Beziehungs- und Familienentwicklungspanel (PAIRFAM)*. Würzburg: Ergon Verlag.
- Felmlee, D. (2001). No couple is an island: A social network perspective on dyadic stability. *Social Forces*, 79, S. 1259-1287.
- Felmlee, D., Sprecher, S. S. & Bassin, E. (1990). The dissolution of intimate relationships: A hazard model. *Social Psychology Quarterly*, 53, S. 13-30.
- Fischer, C. S. & Olicker, S. (1983). A research note on friendship, gender and the life cycle. *Social Forces*, 62, S. 124-133.

- Fossett, M. A. & Kiecolt, J. K. (1991). A methodological review of the sex ratio: alternatives for comparative research. *Journal of Marriage and Family*, 53, S. 941-957.
- Fronk, S. & Häring, A. (2014). Der Einfluss des Partnermarkts auf die Partnerwahl im Längsschnitt des Partnermarktsurvey. In: Häring, A., Klein, T., Stauder, J. & Stoye, K. (Hrsg.), *Der Partnermarkt und die Gelegenheiten des Kennenlernens. Der Partnermarktsurvey*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 139-158.
- Häring, A., Klein, T., Stauder, J. & Woll, A. (2010). Der Einfluss des Partnermarkts auf die Entstehung und Auflösung von Partnerschaften. In: Walper, S. & Wendt, E.-V. (Hrsg.), *Partnerschaft und die Beziehungen zu Eltern und Kindern: Befunde zur Beziehungs- und Familienentwicklung in Deutschland*. Würzburg: Ergon Verlag, S. 37-54.
- Häring, A., Klein, T., Stauder, J. & Woll, A. (2011). Partnermarkt und Suchverhalten von Singles in Deutschland. In: Brüderl, J., Castiglioni, L. & Schumann, N. (Hrsg.), *Partnerschaft, Fertilität und intergenerationale Beziehungen. Ergebnisse der ersten Welle des Beziehungs- und Familienpanels*. Würzburg: Ergon Verlag, S. 49-72.
- Häring, A., Stoye, K., Klein, T. & Stauder, J. (2012). 20 Jahre nach der Wende. Der Partnermarkt junger Erwachsener in Ost- und Westdeutschland. In: Kreyenfeld, M., Huinink, J. & Trappe, H. (Hrsg.), *Familie und Partnerschaft in Ost- und Westdeutschland. Ähnlich und doch noch immer anders*. (Sonderheft der Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research, 90/2012), S. 257-274.
- Häring, A., Richter, A. & Stoye, K. (2014). Struktur und Funktionsweise von Partnermärkten. Beschreibung von Partnermärkten mit den Daten des Partnermarktsurvey. In: Häring, A., Klein, T., Stauder, J. & Stoye, K. (Hrsg.), *Der Partnermarkt und die Gelegenheiten des Kennenlernens. Der Partnermarktsurvey*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 47-68.
- Hartmann, J. (1997). Die Messung der subjektiven Einschätzung der ehelichen Instabilität. Übertragung und Überprüfung eines Meßvorschlages. In: Kopp, J. (Hrsg.), *Methodische Probleme der Familienforschung. Zu den praktischen Schwierigkeiten bei der Durchführung einer empirischen Untersuchung*. Frankfurt am Main: Campus, S. 177-209.
- Hartmann, J. (1999). Soziale Einbettung und Ehestabilität, In: Klein, T. & Kopp, J. (Hrsg.), *Scheidungsursachen aus soziologischer Sicht*. Würzburg: Ergon Verlag, S. 233-253.
- Hartmann, J. (2003). *Ehestabilität und soziale Einbettung*. Würzburg: Ergon Verlag.
- Hartmann, J. & Simon, R. (1997). Zur Messung der Ehequalität: Theoretische Überlegungen, empirische Ergebnisse und praktische Folgerungen. In: Kopp, J. (Hrsg.), *Methodische Probleme der Familienforschung. Zu den praktischen Schwierigkeiten bei der Durchführung einer empirischen Untersuchung*. Frankfurt am Main: Campus, S. 147-176.
- Hassebrauck, M. & Fehr, B. (2002). Dimensions of relationship quality. *Personal Relationships*, 9, S. 253-270.
- Hirschle, J. (2007). *Eine unmögliche Liebe. Zur Entstehung intimer Beziehungen*. Konstanz: UVK.
- Hunkler, C. & Kneip, T. (2010). Die Stabilität von Ehen und nichtehelichen Lebensgemeinschaften. Ein Test des Modells der Frame-Selektion. In: Walper, S. & Wendt, E.-V. (Hrsg.), *Partnerschaft und die Beziehungen zu Eltern und Kindern: Befunde zur Beziehungs- und Familienentwicklung in Deutschland*. Würzburg: Ergon Verlag, S. 181-214.
- Jalovaara, M. (2001). Socio-economic status and divorce risk by duration of marriage. *Population Studies*, 55, S. 119-133.
- Kalmijn, M. (2002). Sex segregation of friendship networks. Individual and structural determinants of having cross-sex friends. *European Sociological Review*, 18, S. 101-117.
- Kalmijn, M. (2003). Shared friendship networks and the life course: An analysis of survey data on married and cohabiting couples. *Social Networks*, 3, S. 231-249.
- Karlson, K. B., Holm, A. & Breen, R. (2012). Comparing regression coefficients between same-sample nested models using logit and probit: A new method. *Sociological Methodology*, 42, S. 286-313.
- Keim, S., Klärner, A. & Bernadi, L. (2009). Qualifying social influence on fertility intentions: Composition, structure and meaning of fertility-relevant social networks in Western Germany. *Current Sociology*, 57, S. 888-907.

- Kim, H. J. & Stiff, J. B. (1991). Social networks and the development of close relationships. *Human Communication Research*, 18, S. 70-91.
- Klein, T. (1994). Marriage Squeeze und Ehestabilität. Eine empirische Untersuchung mit den Daten des sozioökonomischen Panels. *Zeitschrift für Familienforschung*, 6, S. 177-196.
- Klein, T. (2011). "Durch Dick und Dünn". Zum Einfluss von Partnerschaft und Partnermarkt auf das Körpergewicht. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 63, S. 459-479.
- Klein, T. & Stauder, J. (2008). Partnermärkte in Deutschland im Spiegel eines neuen Erhebungsinstruments. In: Feldhaus, M. & Huinink, J. (Hrsg.), *Neuere Entwicklungen in der Beziehungs- und Familienforschung. Vorstudien zum Beziehungs- und Familienentwicklungspanel (PAIRFAM)*. Würzburg: Ergon Verlag, S. 77-114.
- Klein, T. & Stauder, J. (2014). Idee und Ziele des Partnermarktsurvey. In: Häring, A., Klein, T., Stauder, J. & Stoye, K. (Hrsg.), *Der Partnermarkt und die Gelegenheiten des Kennenlernens. Der Partnermarktsurvey*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 11-21.
- Klein, T., Stauder, J. & Häring, A. (2010). Gelegenheiten des Kennenlernens. Der Partnermarkt in Ost- und Westdeutschland. In: Krause, P. & Ostner, I. (Hrsg.), *Leben in Ost- und Westdeutschland. Eine sozialwissenschaftliche Bilanz der deutschen Einheit*. Frankfurt: Campus, S. 187-209.
- Klein, T. & Lengerer, A. (2001). Gelegenheit macht Liebe – die Wege des Kennenlernens und ihr Einfluss auf die Muster der Partnerwahl. In: Klein, T. (Hrsg.), *Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe*. Opladen: Leske + Budrich, S. 265-285.
- Kneip, T. (2008). Soziale Einbettung und partnerschaftliche Stabilität. Der Einfluss partnerschaftsspezifischer Sozialkapitals. In: Feldhaus, M. & Huinink, J. (Hrsg.), *Neuere Entwicklungen in der Beziehungs- und Familienforschung. Vorstudien zum Beziehungs- und Familienentwicklungspanel (PAIRFAM)*. Würzburg: Ergon Verlag, S. 431-457.
- Kopp, J., Lois, D., Kunz, C. & Arránz Becker, O. (2010). *Verliebt, verlobt, verheiratet. Institutionalisierungsprozesse in Partnerschaften*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lee, G. R. (1979). Effects of social networks on the family. In: Burr, W. R., Hill, R., Nye, F. I. & Reiss, I. L. (Hrsg.), *Contemporary theories about the family*. New York & London: Free Press, S. 27-56 (Volume 1).
- Levinger, G. (1979). A social Psychological Perspective on Marital Dissolution. In: Levinger, G. & Moles, O. C. (Hrsg.), *Divorce and separation*. New York: Basic Books, S. 37-60.
- Levinger, G. (1982). A social exchange view on the dissolution of pair relationships. In: Nye, F. I. (Hrsg.), *Family relationships. Rewards and costs*. Beverly Hills: Sage, S. 97-121.
- Lewis, R. A. & Spanier, G. B. (1979). Theorizing about the quality and stability of marriage. In: Burr, W. R., Hill, R., Nye, F. I. & Reiss, I. L. (Hrsg.), *Contemporary theories about the family*. New York & London: Free Press, S. 268-294 (Volume 1).
- Lois, D., Kunz, C. & Kopp, J. (2010). „Verliebt, verlobt, verheiratet“. Institutionalisierungsprozesse in Liebesbeziehungen junger Erwachsener und Jugendlicher. In: Walper, S. & Wendt, E.-V. (Hrsg.), *Partnerschaft und die Beziehungen zu Eltern und Kindern: Befunde zur Beziehungs- und Familienentwicklung in Deutschland*. Würzburg: Ergon Verlag, S. 55-85.
- Louch, H. (2000). Personal network integration: Transitivity and homophily in strong-ties Relation. *Social Networks*, 22, S. 45-64.
- McPherson, M. J. & Smith-Lovin, L. (1986). Sex segregation in voluntary associations. *American Sociological Review*, 51, S. 61-79.
- McPherson, M. J., Smith-Lovin L. & Cook, J. M. (2001). Birds of a feather: Homophily in social networks. *Annual Sociological Review*, 27, S. 415-444.
- Milardo, R. M. (1982). Friendship networks in developing relationships: Converging and diverging social environments. *Social Psychology Quarterly*, 45, S. 162-172.
- Milardo, R. M. (1987). Changes in social networks of women and men following divorce: A review. *Journal of Family Issues*, 8, S. 78-96.
- Mood, C. (2010). Logistic Regression: Why we cannot do what we think we can do, and what we can do about it. *European Sociological Review*, 26. S. 67-82.

- Nauck, B. (1989). Individualistische Erklärungsansätze in der Familienforschung: die rational-Choice-Basis von Familienökonomie, Ressourcen- und Austauschtheorie. In: Nave-Herz, R. & Marefka, M. (Hrsg.), *Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Band 1: Familienforschung*. Neuwied und Frankfurt am Main: Luchterhand, S. 45-61.
- Parks, M. R. & Adelman, M. B. (1983). Communication networks and the development of romantic relationships. An expansion of uncertainty theory. *Human Communication Research*, 10, S. 55-79.
- Phillips, J. A. & Sweeney, M. M. (2005). Premarital cohabitation and marital disruption among White, Black, and Mexican American women. *Journal of Marriage and Family* 67, S. 296-314.
- South, S. J. (1995) Do you need to shop around? Age at marriage, spousal alternatives, and marital dissolution. *Journal of Family Issues*, 16, S. 432-449.
- South, S. J. (2001). The geographic context of divorce: Do neighborhoods matter? *Journal of Marriage and Family*, 63, S. 755-766.
- South, S. J. & Spitze, G. (1986). Determinants of divorce over the marital life course. *American Sociological Review*, 51, S. 583-590.
- South, S. J. & Trent, K. (1988). Sex ratios and women's roles: A cross-national analysis. *American Journal of Sociology*, 93, S. 1096-1115.
- South, S. J. & Lloyd, K. M. (1992). Marriage opportunities and family formation: Further implications of imbalanced sex ratios. *Journal of Marriage and the Family*, 54, S. 440-451.
- South, S. J. & Lloyd, K. M. (1995). Spousal alternatives and marital dissolution. *American Sociological Review*, 60, S. 21-35.
- South, S. J., Trent, K. & Sheng, Y. (2001). Changing partners: Towards a macrostructural-opportunity theory of marital dissolution. *Journal of Marriage and the Family*, 63, S. 743-754.
- Sprecher, S. & Felmlee, D. (1992). The influence of parents and friends on the quality and stability of romantic relationships: A three-wave longitudinal investigation. *Journal of Marriage and the Family*, 54, S. 1-13.
- Stauder, J. (2002). *Eheliche Arbeitsteilung und Ehestabilität. Eine Untersuchung mit den Daten der Mannheimer Scheidungsstudie 1996 unter Verwendung ereignisdatenanalytischer Verfahren*. Würzburg: Ergon Verlag.
- Stauder, J. (2006). Die Verfügbarkeit partnerschaftlich gebundener Akteure für den Partnermarkt. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 58, S. 617-637.
- Stauder, J. (2008). Opportunitäten und Restriktionen des Kennenlernens. Zur sozialen Vorstrukturierung der Kontaktgelegenheiten am Beispiel des Partnermarkts. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 60, S. 265-285.
- Stauder, J. (2014). The social structure of opportunities for contact and interaction and strategies for analysing friendship networks. In: Häring, A., Klein, T., Stauder, J. & Stoye, K. (Hrsg.), *Der Partnermarkt und die Gelegenheiten des Kennenlernens. Der Partnermarktsurvey*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 221-241.
- Stein, C. H., Bush, E. G., Ross, R. R. & Ward, M. (1992). Mine, yours and ours: A configural analysis of the networks of married couples in relation to marital satisfaction and individual well-being. *Journal of Social and Personal Relationships*, 9, S. 365-383.
- Thibaut, J. W. & Kelley, H. H. (1959) *The social psychology of groups*. New York: Wiley.
- Trent, K. & South, S. J. (2003). Spousal alternatives and marital relations. *Journal of Family Issues*, 24, S. 787-810.
- Wagner, M. & Weiß, B. (2003). Bilanz der deutschen Scheidungsforschung. Versuch einer Metaanalyse. *Zeitschrift für Soziologie*, 32, S. 29-49.
- White, L. K. & Booth, A. (1991). Divorce over the life course: The role of marital happiness. *Journal of Family Issues*, 12, S. 5-21.
- Woll, A., Häring, A. & Stoye, K. (2014). Das Erhebungsinstrument des Partnermarktsurvey. In: Häring, A., Klein, T., Stauder, J. & Stoye, K. (Hrsg.), *Der Partnermarkt und die Gelegenheiten des Kennenlernens. Der Partnermarktsurvey*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 23-44.

Eingereicht am/Submitted on: 21.02.2013
Angenommen am/Accepted on: 14.02.2014

Anschrift des Autors/Address of the author:

Amando Häring, Diplom-Soziologe

Universität Heidelberg

Max-Weber-Institut für Soziologie

Bergheimer Straße 58

69115 Heidelberg

Deutschland/Germany

E-Mail: amando.haering@soziologie.uni-heidelberg.de

Das Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (*ifb*) berichtet an dieser Stelle in loser Folge über aktuelle Forschungsprojekte, neue Forschungsvorhaben, Tagungen und Veröffentlichungen.

Veränderung der Arbeitsteilung bei Paaren im Übergang zur Elternschaft

In Deutschland teilen sich die meisten Eltern Hausarbeit und Kinderbetreuung sowie Erwerbstätigkeit nach wie vor ungleich zwischen den Geschlechtern auf. So sind es – entgegen unterschiedlicher theoretischer Erwartungen und trotz der Einführung des neuen Elterngeldes – weiterhin überwiegend die Frauen, die nach der Geburt ihre Erwerbstätigkeit unterbrechen und häufig nach der Unterbrechung im Umfang einschränken. Im Gegenzug weiten sie ihre Zeit für Hausarbeit aus und übernehmen den Großteil der Kinderbetreuung.

Im Rahmen des von der DFG geförderten Projekts „Innerfamiliäre Arbeitsteilung als Prozess. Die Veränderung der Arbeitsteilung im Beziehungsverlauf“ wurde im Rahmen einer qualitativen Längsschnittstudie untersucht, wie sich die Anforderungen an Hausarbeit und deren Verteilung in Paaren im Übergang zur Elternschaft entwickeln. Die Aufteilung der Hausarbeit nach der Geburt des Kindes wird von den wenigsten Paaren vorher geplant und ist häufig ein Thema mit hohem Aushandlungsbedarf. Teilweise lösen die Paare potentielle Konflikte, indem sie geschlechtstypischen Vorstellungen entsprechen und sich dementsprechend verhalten. Nur in wenigen Fällen gibt es eine Aufgabenteilung innerhalb der Partnerschaft, die so stabil ist, dass sie auch nach dem Übergang zur Elternschaft beibehalten wird. Für die Planung und Umsetzung einer bestimmten Arbeitsteilung sind die Wünsche der Paare, Rollenvorstellungen und Ansprüche an aktive Elternschaft, geschlechtsspezifische Stereotype, Sozialisation in ihrer Herkunftsfamilie, berufliche Rahmenbedingungen und finanzielle Ressourcen von Bedeutung.

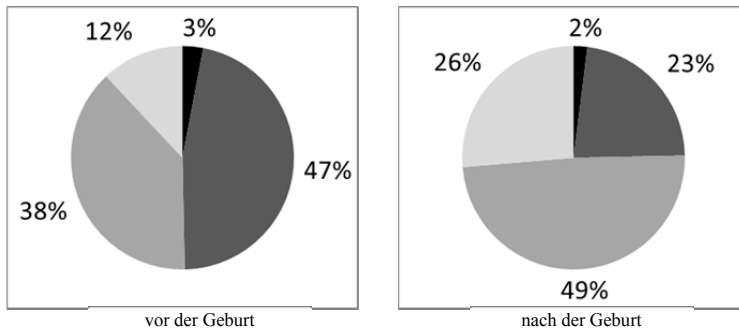
Diese qualitativen Daten lassen allerdings aufgrund geringer Fallzahlen keinerlei Aussagen über die Repräsentativität der gefundenen Forschungsergebnisse zu. Daher werden in einem nächsten Schritt die Befunde und Schlussfolgerungen anhand eines Datensatzes mit ausreichend hohen Fallzahlen überprüft.

Für die Auswertungen werden Daten des seit 2008/2009 jährlich erhobenen Beziehungs- und Familienpanels pairfam („Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics“) genutzt. Dieses enthält im Längsschnitt Informationen zu partnerschaftlichen und familialen Lebensformen in Deutschland für drei Geburtskohorten (1971-73, 1981-83, 1991-93). Sofern sie vorhanden und einverstanden sind, werden die Partner(innen), Eltern und Kinder ebenfalls befragt. Für die Auswertung wird die Arbeitsteilung von Paaren, die im Verlauf der vier Befragungsjahre zum ersten Mal Eltern wurden, mit Paaren, die kinderlos blieben, verglichen. Dabei ist es wichtig, nur Paare zu betrachten, die für mindestens zwei Zeitpunkte einen Haushalt und somit auch die Hausarbeit teilten. Im Falle der Paare, die Eltern werden, muss mindestens einer der Zeitpunkte vor und mindestens ein anderer nach der Geburt des ersten gemeinsamen Kindes liegen, damit potentielle Veränderungen analysiert werden können. Durch den Vergleich mit den kinderlos bleibenden Paaren lassen sich Faktoren identifizieren, die zu Veränderungen der Arbeitsteilung im Übergang zur Elternschaft beitragen. Hierfür werden neben den einschlägigen Theorien auch in der qualitativen Längsschnittuntersuchung identifizierte Erklärungsmuster in die Analysen einbezogen.

Ein weiterer Vorteil der pairfam-Daten ist, dass für alle Paare die neuen Regelungen zu Elternzeit und -geld gelten. Mit den zum Teil erheblich höheren Ausgleichszahlungen des Elterngeldes (Lohnersatzleistung) im Vergleich zu früheren Leistungen partizipieren nun mehr Männer an der Elternzeit. Auch gibt es durch die verkürzte Elternzeit Anreize für eine frühere Berufsrückkehr von Müttern. Eine offene Frage ist daher, ob und wie sich dies auf die Arbeitsteilung im Haushalt auswirkt.

Von der ersten bis zur vierten Welle können mit den pairfam-Daten 295 Übergänge zur Erstelternschaft beobachtet werden. Die Arbeitsteilung dieser Paare wird verglichen mit 892 kinderlosen Paaren. Deskriptiv lässt sich feststellen, dass etwa die Hälfte der Paare zum ersten Beobachtungszeitpunkt die Hausarbeit gleich unter den Partnern aufteilt. In den meisten anderen Fällen hat die Frau einen höheren Anteil. Bei den Eltern verschiebt sich die Aufteilung der Hausarbeit in der Befragung, die auf die Geburt folgt, dahingehend, dass deutlich häufiger die Frau einen größeren Anteil an der Hausarbeit übernimmt oder diese nahezu alleine erledigt. Bei kinderlos bleibenden Paaren bleibt die Aufteilung sehr konstant.

Hausarbeitsteilung vor und nach der Geburt des ersten Kindes



- (fast) vollständig/ überwiegend Mann
- etwa halbe/halbe
- überwiegend Frau
- (fast) vollständig Frau

Weiterführende multivariate Analysen im Rahmen von Panelregressionsmodellen (Fixed-effect-Modelle) haben darüber hinaus folgendes gezeigt:

- Der Übergang zur Elternschaft verschiebt die Aufteilung eines Paares dahingehend, dass der Anteil der Frau wächst.
- Die Aufteilung der Erwerbsarbeit hat einen entscheidenden Einfluss: Bei Paaren mit männlichem Alleinverdiener beteiligen sich die Männer weniger im Haushalt als bei Paaren, in denen die Frauen im gleichen oder größeren Umfang erwerbstätig sind als ihre Partner.
- Männer leisten einen geringeren Anteil an der Hausarbeit in Paaren, in denen beide Partner unterschiedliche Bildungsniveaus haben oder in denen nicht beide Partner hochgebildet sind. Eine partnerschaftliche Aufteilung der Hausarbeit findet sich häufiger bei Paaren, in denen beide Partner eine Universität oder Fachhochschule besucht haben.

Veröffentlichungen aus dem Projekt

Dechant, Anna/Schulz, Florian (2013): Scenarios for the Equal Division of Paid and Unpaid Work in the Transition to Parenthood in Germany. *Comparative Population Studies – Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 38, 5. doi: 10.4232/10.CPoS-2013-06en.

Dechant, Anna/Schulz, Florian (2013). Bedingungsszenarien einer partnerschaftlichen Arbeitsteilung beim Übergang zur Elternschaft in Deutschland. *Comparative Population Studies – Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 38, 5. doi: 10.4232/10.CPoS-2013-06de.

Weitere Veröffentlichungen der *ifb*-Teams

ifb-Jahresbericht 2013

Bergold, Pia/Rinklake, Annika/Rupp, Marina: Netzwerk Familienpaten – Teilbericht II. *ifb*-Materialien 2-2013

Rupp, Marina/Neumann, Regina: Die Bedeutung der Familie als Bildungswelt. *ifb*-Materialien 3-2013

Neumann, Regina/Rupp, Marina: Medien in der Familie – Medienerziehung und Medienkompetenz aus Sicht der Familienbildung. *ifb*-Materialien 5-2013

Mayer-Lewis, Birgit/Rupp, Marina: Evaluation zur Fortbildungsreihe „Sichere Bindungsentwicklungen über den Lebenslauf begleiten und fördern“ SIBE-Kurs I (Pilotkurs). *ifb*-Materialien 6-2013

Mühling, Tanja/Rost, Harald: Einkommensverhältnisse und Ausgabenstruktur bayerischer Familien im Wandel. *ifb*-Materialien 7-2013

Bauer, Philipp/Mühling, Tanja/Rost, Harald: *ifb*-Familienreport Bayern – Tabellenband 2013. *ifb*-Materialien 8-2013

Adam, Ursula/Haag, Christian/Rupp, Marina: Familienbilder im internationalen Vergleich. Einstellungen zu Geschlechtsrollen, Ehe und Sexualität. *ifb*-Materialien 9-2013

Alle *ifb*-Materialien finden sich als pdf-Dateien auf der Homepage des Instituts:
www.ifb-bamberg.de

Fachtag

Im Mai 2014 findet ein Fachtag zum Thema „Beratung bei Kinderwunsch – eine interdisziplinäre Herausforderung“ statt. Organisation: Dr. Birgit Mayer-Lewis, *ifb* Bamberg.